

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Der Gamschnitzer.

Preiserzählung von Irma v. Troll-Borostyáni.



Das größte unter den wenigen Häusern des in herrlichster Gebirgswelt 1550 Meter hoch gelegenen Tirolerdörfchens Trafoi ist der Gasthof zur „Post“, dessen Aussichtsterrasse bei schönem Sommer weiter den Sammelplatz zahlreicher, aus aller Herren Länder herbeiströmender Touristen bildet. Und zwar nicht nur der mit Alpenstock, Eispickel und Steigeisen bewehrten Hochtouristen, der „Jochhüpfer“ und „Spitzennehmer“, sondern auch der Bequemlichkeit liebenden Reisenden, die den Naturgenuss zwar mit Geldopfern, nicht aber mit Entbehrungen und Anstrengungen aller Art erkaufen mögen und die, ohne sich irgendwelche Strapazen aufbürden zu müssen, in bequemen Wagen hierher gelangen bis an die weißschimmernden Gletscher der hochaufragenden, gewaltigen Bergesriesen, des in seinem Eis- und Schneegewande blizenden Monte Zebro, des finsternen Madatsch mit seinen gefährlichen, tiefgeklüfteten Gletscherspalten und des grandiosen Ortler, des Königs der Tiroler Alpen.

Demn die von Landeck durch das Trafoierthal nach Solico am Comersee führende berühmte Stilsfer Jochstraße, die bis 2760 Meter über dem Meerespiegel ansteigende höchste Kunststraße in Europa, ist

durchaus für zweispännige Wagen fahrbar. In den weichgepolsterten Sitzen der von kräftigen Gebirgspferden gezogenen bequemen Wagen hingelagert, kann man diese in unzähligen Windungen gleich einem ungeheuren Terrassenturm an den schiefen Eis- und Firnwänden sich hinaufziehende Straße hinauffahren und mühelos die veräusserten Naturbilder der unbeschreiblich großartigen Umgebung genießen, die sich hier in der gigantischen Eis- und Firnwelt dem staunenden Blick darbieten. Und so geschieht es nicht selten, daß man hier oben auf der Pafshöhe des Stilsfer Jochs, wo selbst im Juli noch zwei Meter tiefer Schnee zu beiden Seiten der Straße lagert und von den Dächern der Galerien lange Eiszapfen herabhängen, zwischen den mit Ledersattel und schwarzledernen Kniehosen angehängten Hochtouristen Reisende in elegantem Promenadenkostüm neben ihren Wagen einhertrippeln sieht, deren Seidenkleider, Salonröcke und Lackstiefeletten sich gar kurios ausnehmen inmitten der titanischen Großartigkeit erhabenster Naturgewalt, inmitten der kahlen Felswände und gähnenden Schluchten, der eisumpanzerten Bergkolosse mit ihren in blendender, funkelnder Pracht zum azurblauen Äther sich empor schwingenden glänzenden Silbergipfeln.

Noch breitete sich der warme Strahl der Nachmittagssonne eines der letzten Augusttage goldig über das Hochthal von Trafoi, als ein in der landesüblichen Tracht des Tiroler Bauers gekleideter, etwa dreißigjähriger, schlank und doch kräftig gebauter, hübscher junger Mann, einen Rucksack über den Schultern, von einem der kleinen, schmucklos, aber sauber und reinlich gehaltenen Häuschen des Dorfes auf den Gasthof zur „Post“ zuschritt.

Der Wirt, der unter der Eingangstür stand und ihn kommen sah, rief ihm ein freundliches „Grüß Gott!“ entgegen.

„Das trifft sich ja gut, daß d' g'rad des Wegs bist,“ sagte er. „G'rad hab' i zu dir hinüber schicken wollen, damit du was von deine Sachen herbringst. Ich hab' all's schon verkauft, was ich von dir g'habt hab' und die Gaststub'n ist voller Passagier', die alle von deine Gamsln und Hirschln was kaufen wollen. 's ziemt schier, <sup>1)</sup> daß d' schon a berühmter Künstler word'n bist mit deine Schnitzereien.“

Der andere lächelte. „So, so,“ sagte er, „also giebt's was zum Handeln . . . aber für a Bergtour is nix los, wie 's scheint?“

„Gar nix,“ bestätigte der Wirt. „Es sein lauter bequeme Stadtleut', die übers Joch nur so übr'i fahr'n, damit sie sich nit z'strapazieren brauchen und doch dahjem was erzählen können von die schönen Berg' im Land Tirol. Herausg'fahr'n sind's alle kommen. Mir scheint, alle Wägen, die drunt' in Meran und in Bormio-Bad zu haben waren, sind jetzt da bei einander. Die Wagenverleiher machen a gut's G'schäft.“

<sup>1)</sup> Es scheint beinahe.

und wir Wirtskaut' können uns auch nit beklagen, aber für euch Bergführer giebt's heut nix zu thun, trotz dem schönen Wetter."

Franz Plattner — mehr als „der Gamschnitzer“ als unter seinem bürgerlichen Namen bekannt — war nicht nur ein sehr geschickter Holzschnitzer, dessen mit kundiger Hand und künstlerischem Verständnis gefertigten Arbeiten reizenden Absatz fanden und seinen Ruf weit und breit in die Ferne trugen, sondern auch einer der beliebtesten und tüchtigsten Bergführer der Umgebung. War er während der hier im Hochgebirge für die Bergtouristik neun Monate dauernden „toten Saison“ mit emsigem Fleiß seiner Schnitzarbeit obgelegen, so pochte sein Herz freudig auf, wenn die unter dem warmen Atem des Sciroccos donnernd zu Thal stürzenden Schneelawinen den Frühling ankündigten und das Nahen des Hochsommers, wo sein Bergführeramt ihn wieder über schwindelnde Felsenpfade, über glitzernde Schneefelder, an gähnenden Abgründen vorüber hinaufführte in die erhabene Majestät eisgekrönter Bergeshäupter. Denn an den Bergen hing sein Herz, und seinem Verufe oblag er nicht nur, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, sondern aus Liebe.

„'s is nur g'rad schad', daß 's auf'n Ortler und auf die Königspitze nit auch an Eisenbahn bauen können, wie's in der Schweiz eine auf'n Pilatus gebaut hab'n und jetzt gar auch noch auf die Jungfrau bauen wollen,“ sprach er spöttisch. „Da möcht's glei wimmeln von die feinen Stadtleut' droben auf der Höh'. Aber aufzusteigen trauen sie sich halt nit, weil's ihnen gar zu strapazierlich is.“

Der Wirt lachte. „Ja, du hast leicht reden, dir is kein Berg zu hoch und kein Abgrund zu schwindlig. Aber schau dir's nur an nach der Reih', die heraufgefahren sein. Wie sollten's denn aufkommen auf den Berg mit ihre dünnen Säbelbaner? Und z'erst müßt' man sie aa no auf a Pfandl legen und ihren Speck auslassen, damit sie's verschmausen könnten. Ubrigens was du da sagst von einer Eisenbahn. Recht hast. Es is richtig schad', daß man auf'n Ortler keine aufbauen kann. So viele Stadtleut' kämen daher, daß i da statt mein Wirtshäusl a großes Hotel bauen könnt' und in a paar Jahrln wär' i a steinreicher Mann.“

Der Wirt lachte, der Gamschnitzer aber ärgerte sich. „A was,“ brummte er. „Auf die Berg' gehören keine Eisenbahnen. Die Berg' sein nit auf der Welt für die dicken, krummbeinigen Faulenzler. Wer nit hinaufsteigen kann, soll herunter bleiben, damit er die schöne Gotteswelt da droben nit verschandelt mit seiner Gegenwart.“

Mit diesen Worten trat er in die neben dem großen, für die „Herrenleut“ bestimmten Speiseaal gelegene, von den Einheimischen benutzte kleinere Gaststube, legte den Rucksack ab und fing an, seine in demselben mitgebrachten, fein säuberlich in Papier und Baumwolle gewickelten Schnitzarbeiten herauszuholen.

Der Wirt aber hatte sich zu seinen Gästen im

Speiseaal begeben und berichtete ihnen, daß der Gamschnitzer soeben selbst gekommen sei und daß, wer von seinen Sachen etwas kaufen wolle, die Gelegenheit habe, reiche Auswahl zu treffen. Die Reisenden ließen sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war Plattner von eleganten Herren und Damen umringt, die unter seinen hübschen Säckelchen umherstöberten und sich beeilten, etwas ihnen Passendes auszuwählen. Pfeisentöpfe und Cigarrenspitzen, Nadelbüchsen und Schreibzeuge, Federnhalter und Feuerzeuge und dergleichen mehr, alles mit zierlich geschnitzten Gemsen, Hirschen, Rehen, Pferden und Hunden, oder auch mit langbärtigen Gnomen und schmucken Jägersleuten, Flinte und Jagdtasche über dem Rücken, geschmückt, gab es da in Hülle und Fülle. Das Schönste aber waren die zarten, leichtfüßigen Gemselein, für deren meisterhafte Miniaturdarstellung Franz Plattner der Beiname „der Gamschnitzer“ gegeben worden war.

In weniger als einer Viertelstunde war sein Rucksack geleert und dafür ein rundes Sümmlen Geld in seine Börse gewandert.

„He, Franzl, i mein', du kannst zufrieden sein mit deiner Losung,“<sup>1)</sup> sagte der Förster zu diesem, sein Gespräch mit dem jungen Kuraten unterbrechend.

Der Gamschnitzer hatte an einem kleinen Tische in der Ecke der Stube Platz genommen und sich ein Glas Wein geben lassen.

„Z'frieden? Na ja, i muß wohl z'frieden sein,“ antwortete er. „Die Schnitzerei is ja mein Verdienst, und i könnt' ja nit leben, wenn mir die Stadtleut' nix abkaufen wollten. Aber ärgern thut's mi deswegen do, daß i anseh' auf ihre Gnaden.“

„Oho,“ lachte der Kurat dazwischen. „Warum denn gar so stolz, Franzl? Die Stadtleut' sind ja auch keine schlechteren Menschen, wie wir Gebirger. Der liebe Gott weist jedem seinen Platz an in der Welt, und wenn die Reichen die Arbeit des Armen bezahlen, so ist es keine Schande für diesen, für seine ehrliche Arbeit Geld zu nehmen, und von einer Gnade, die ihm erwiesen wird, kann nicht die Rede sein.“

„Das sag' i halt aa,“ warf der Wirt ein, der eben wieder in die Stube getreten war und die letzten Worte des geistlichen Herrn gehört hatte. „Des G'schimpfert auf die Stadtleut' hat gar kein Sinn. Wir alle leben von ihnen. Das Geld, das sie dalassen während der paar Sommermonate, wo sie herkommen, um sich unsere schöne Gegend anzuschauen, reicht für uns fürs ganze Jahr aus. Und wenn's ihnen nit g'fällig wär', herzukommen, so könnten wir Hunger leiden. Denn das Ertragnis der Erde in unseren rauhen Hochthälern is nit so groß, daß wir davon leben könnten.“

„Was du da sagst, Postwirt, das hat seine Richtigkeit,“ antwortete Plattner, während er seine frischgestopfte Pfeife in Brand steckte. „Dagegen kann i nix sagen, das lass' i mir aber do nit nehmen, daß

<sup>1)</sup> Einnahme.

für uns d' Stadtleut' aa ein Unglück sind. Wenn all's blieben wär', wie's früher g'wesen is, wenn sie nit herkommen wär'n mit ihrem Gesunker von Reichtum und Eleganz, so wär'n wir auch mit dem wenigen, was wir früher g'habt hab'n, z'frieden blieben. Unsere Grobkeltern hab'n aa nit Hunger leiden müssen, obwohl sie nit g'habt hab'n, als was unser Herrgott wachsen laßt. Aber die reichen Stadtleut', von denen 's jetzt in unsern Bergen nur so uneinander wurt, haben uns allen die Köp' verdreht. Jetzt wollen alle es besser hab'n, als wie sie's früher g'habt hab'n, mit nit san's mehr z'frieden, und weil die Fremden, die da zu uns herkommen, reiche Leut' sein, so glauben die teppeten Gebirger, in die großen Städt', da liegen die Millionen nur so auf'n Pflaster und man braucht sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Und da verlassen sie ihre schöne Heimat, weil's da arbeiten müssen, und rennen in die Großstädt', weil's glauben, dort fliegen ihnen die gebratenen Tauben nur so ins Maul — und 's Unglück is fertig."

Der Kurat schüttelte lächelnd den Kopf. Der Förster machte ihm ein verstohlenes Zeichen, keine Antwort zu geben, aber er verstand den Wink nicht und glaubte, den Gamschützer eines besseren belehren zu müssen.

"Mein, mein Lieber," sprach er, "da befindest du dich doch in einem gewaltigen Irrtum. Die Fremden bringen euch keinen Schaden, sondern nur Vorteil ins Land. Der Postwirt hat dies soeben ganz richtig auseinandergesetzt. Wenn es aber unter uns Leute giebt, die mit dem Lose nicht zufrieden, das Gott in seiner Güte ihnen beschieden hat und das gerade jetzt, seitdem der starke Fremdenzug den Einheimischen viel größere Einnahmen bringt, ein viel besseres Los ist, als es früher war, — wenn, sage ich, es Leute giebt, die, hiemit noch nicht zufrieden, in die Städte auszuwandern, weil sie die Arbeit verabscheuen und dort ein sündiges Müßiggängerleben führen wollen, so ist es nur eine gerechte Strafe des Himmels, wenn sie dadurch ins Unglück geraten. Und du thust sehr unrecht, für ein solches Unglück, das sie sich selbst verdient haben, die Stadtleute anzuklagen."

Der Kurat hatte mit eindringlich mahnendem Prediger-ton gesprochen und er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelungen sei, den Gamschützer von der Irrtümlichkeit seiner Anschauungen zu überzeugen. Um so größer war seine Überraschung, als er die seltsame Wirkung seiner Worte wahrnahm.

Plattner war totenbleich geworden und ein Blick wilden Schmerzes und Zornes blitzte aus seinem schwarzen Auge auf den jungen Priester hinüber.

"Was?!" rief er. "Selber schuld sollen's sein an ihrem Unglück? — — Ja, freili san's selber schuld dran, wenn sie si' einbilden, daß 's in der Stadt leichter is, a gutgezahlte Arbeit zu finden, als bei uns auf'n Land. Aber das is an Irrtum, der kein Sünd' is. Wenn sie aber dann in der Stadt arbeiten als wie die Köffer und sich abrauern für an Bissen

Brot und für a stinkigs Loch, in dem's wohnen müssen, in dem uns a Hund erbarmet, wenn er drinn hocken müßt', und wenn das all's umsonst is und sie do z'Grund gehen müssen in Schand und Elend, da sollen's selber schuld sein dran? Na, Herr Kurat, das werden's mir nit einreden. Und wenn unser Herrgott selber absteiget vom Himmel und saget, daß Sie recht hab'n, i glaubet's do nit."

Der Kurat hatte bei dem plötzlichen Aufbrausen des Gamschützers erst ganz verblüht vor sich hingesehauet, bei dessen letzten Worten aber erhob er sich von seinem Sitze, und den Arm, wie zur Abwehr, hoch hebend, fiel er mit ernstem Tone ein: "Bedenke, was du sprichst, Franz! Das ist Gotteslästerung, was du da redest!"

Jetzt war auch Plattner aufgestanden. Er warf das Geld für seine kleine Zechen auf den Tisch neben dem geleerten Glase und ganz nahe vor den geistlichen Herrn hintretend, antwortete er mit bebender Stimme: "Ich weiß ganz gut, was ich rede, hochwürdiger Herr. Und Gotteslästerung is 's keine. Unser Herrgott is mir beig'standen, daß i die schwersten Stunden meines Lebens als ein rechtschaffener Mensch ertragen hab' und nit hingangen bin, den Kerl, der die Meinigen ins Unglück g'bracht hat, mit meinen Fäusten zu erschlagen, wie er's nit besser verdient hätt'. Sie sind aber noch jung, Herr Kurat, und wissen nit, wie's drauß'd in der Welt zugeht. Und darum glauben Sie, daß wenn a Mensch ins Elend kommt, daß 's sein eigene Schuld is."

Nach diesen Worten küßte er grüßend seinen Hut und ging mit raschen Schritten aus dem Zimmer.

Der Kurat blickte ihm betroffen nach, dann auf den Förster, der während des Wortwechsels sich begnügt hatte, dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife vor sich hinzublafen.

"Ja, ja, der Franzl," brummte er jetzt zwischen den Zähnen. "Wenn man auf das Kapitel z'red'n kommt, dann wird er rabiät. Man kann's ihm aa freili nit übelnehmen, nach dem, was er erlebt hat. Nit wahr, Postwirt?"

Der Wirt nickte. Eine Antwort zu geben, hatte er aber keine Zeit, denn er wurde von seiner Tochter, die die Fremden im Speisesaal bediente, abgerufen.

"Er is a kreuzbraver Kerl, der Plattner," fuhr der Förster fort, indem er sich sein Glas aufs neue füllte. "Aber von die G'schicht'n darf man nit red'n, sonst wird er wild."

"Es thut mir leid, ihm wehe gethan zu haben," sagte der Kurat mit mildem Tone. "Aber ich weiß ja von nichts."

Der Kurat war fremd hier, er war zum erstenmal in Trafoi.

Alljährlich zur Sommerszeit werden große Wallfahrten nach den etwa eine Wegstunde von Trafoi entfernt, in großartigster Umgebung zwischen einer kahlen, schwarzen Felswand des gewaltigen Mabatich und der Trafoier Eiswand gelegenen „Heiligen drei Brunnen" abgehalten. Unter einer Holzbedachung stehen da drei Bildsäulen, Christus, Maria und Jo-

Hannes darstellend, aus deren Brust das sehr kalte „Heilige Wasser“ sich ergießt. Nebenan eine Kapelle und ein Haus, in welchem zur Wallfahrtszeit gewirrt wird. Gegenüber erhebt sich fast senkrecht der majestätische Madatsch, aus dessen schroff abfallender Kalkfelswand zwei Bäche in sprühenden, donnern- den Fällen zu Thal stürzen, während links, von der gigantischen Trafoier Eiswand überragt, die mächtigen Eismassen des Trafoier und Otterl Ferners in ihrem funkelnden, blitzenden Silberglanze herab- schimmern.

Da nun der in den früheren Jahren für die Abhaltung der Gottesdienste zur Wallfahrt entsendete Priester erkrankt war, war für diesmal der Kurat hiefür bestimmt worden, der, erst vor zwei Tagen in Trafoi eingetroffen, von den in der kleinen Gemeinde gar wohlbekannten Schicksalen des Gams- schnitzers nichts erfahren hatte. Durch des Försters und des Wirtes Andeutungen war nun aber sein Interesse rege geworden.

„Nun also, was ist es denn mit dem Franzl?“ fragte er nochmals, als der Förster auf seine erste Bemerkung nicht gleich antwortete.

Dieser that einen kräftigen Zug aus seinem Glase.

„Ja, ja, es is a böse G'schicht“, die er erlebt hat, und verübelen kann man's ihm nit, daß er's nit verwinden kann,“ wiederholte er sinnend. Dann räusperte er sich, wie um sich für seine Erzählung vorzubereiten, und hub also an: „Der Franzl Plattner is a Bauernsohn und war der älteste von drei Geschwistern. Die Eltern sind früh gestorben und nach ihrem Tode haben die drei ihr kleines Grundstück ordentli und brav bewirtschaftet, und wenn der Älter auch nit viel getragen hat, so haben's do ihr rechtschaffen's Auskommen g'habt, denn fleißig bei der Arbeit waren's und ihre Groschen haben's ordentli zusammen g'halten, auf'n Tanzboden hat man sie selten g'sehen, keine Trinker und Spieler waren's, und außerdem hat si' der Franzl damals schon a schön's Stückl Geld verdient mit seine Schnitzarbeiten. Schon als kleiner Bua hat er's Schnitzen g'lernt, und während dem Winter, wo's auf'n Feld und sonst in der Wirtschaft nit viel zu thun giebt, da hat er so viele Gamsln und Hirschn g'schnitzt, die dann die Fremden im Sommer z'amm- kauft haben, daß die drei ganz guat hätt'n leben können. Auch hat sich der Franzl damals schon als Bergführer einiges dazu verdient. Denn 's Berg- steigen war alleweil sei größte Passion, und so viel hat's in der kleinen Wirtschaft nit zu schaffen geben, daß er nit Zeit g'habt hätt', etliche Touristen auf unsere Berg aufzuführen. So wär' also alles in der schönsten Ordnung g'wesen, aber da is das Unglück kommen. Ganz so war's, wie er's g'sagt hat, der Franzl. Mit die vielen reichen Stadtleut', die herkommen, is unsern Dörslern in der ganzen Umgebung rein der Kopf verdreht worden. Alle haben sie sich einbildt, man braucht nur nach einer Stadt auszuwandern, um a Millionär zu werden. Zu Duzenden sind's davong'renut, rein wie besessen,

haben 'n Pflug stehen lassen und sind in die Städte gezogen. Dort, natürli, is ihnen nit übrig geblieben, als Fabrikarbeiter zu werden. Während man in der ganzen Gegend für schweres Geld keine Leut' zum Bebauen der Felder und zum Schnitt hat krieg'n können, haben die Ausgewanderten in den Städten, wo's ohnedies g'nug Arbeiter giebt, hungern können. Na, und der Hanns — den Franzl sein Bruder — und seine Schwester, die Kosl, ein bild- saubers Dirndl, wie's kein' zweite giebt, die sind auch gepackt worden von der Narretei. Auf einmal erklärten sie dem Franzl, sie wollen auch in die Stadt ziehen und dort ihr Glück versuchen. (Es derleid'is<sup>1)</sup>) nimmer in unserm Dorf bei der Bauernarbeit. Der Franzl hat ihnen zugered't, was er können hat, es war alles umsonst. Auf und davon sind's mit- einander, z'erst nach Junsbruck und dann, weil's ihnen dort nit gefallen hat, gar nach Wien. Na, und da ist das Unglück g'schehen.“

Der Förster holte tief Atem, that einen mächtigen Zug aus seiner Pfeife, daß die aufsteigende dicke Rauchwolke für einen Augenblick seinen Kopf und den des neben ihm sitzenden Kuraten fast ganz ein- hüllte, dann fuhr er fort: „Nach verschiedenen miß- glückten Versuchen, Arbeit zu finden, sind's alle zwei als Lehmschreiber bei einer großen Ziegelei von einem gewissen Herrn Groll bei Wiener-Neudorf eingetreten. Dort draußen am Wienerberg sind nämlich alle Ziegelwerke von ganz Wien nebeneinander und viele tausend Arbeiter stehen dort in Beschäftigung. Schlecht genug geht's ihnen dort allen miteinander. Für achtzehn bis zwanzig Stunden Arbeit täglich ver- dienen's nit genug zum Sattessen. Der Wasl<sup>2)</sup> vom Gruberbauern da drüben, der hat uns alles erz- ählt, wie er wieder heimkommen is. Er is nämlich auch mit, mit die andern und is bei einem benach- barten Ziegelwerk von der Wiener Baugesellschaft als Ziegelablander eing'standen. Nach dem großen Krawall, den's dort 'geben hat, is er aber wieder zu uns z'haus kommen und sagt, nit mit zehn Ochsen bringen's ihn wieder fort. Na, und der hat uns alles erzählt, ganz genau, wie er's erlebt hat. Die Kosl, die hat die Schinderei nit lang aus- g'halten. Sie hätt' die schwere Arbeit nit leisten können und war sehr glücklich, daß sie hat als Magd beim Herrn Groll in Dienst treten dürfen. Das heißt, sie hat 'glaubt, daß das ihr Glück is, es war aber ihr Unglück. I hab' schon g'sagt, daß sie a bild- schönes Madl war. Na, und das hat halt der Herr Groll, der noch ein junger, fischer Herr is, auch bald bemerkt, und hat sie in's Unglück ge- bracht. Dann aber, wie er g'sehen hat, wie's mit ihr steht, hat's aus'n Dienst müssen. Und sie hat sich in der Verzweiflung nit anders zu helfen g'wußt, als daß sie mitsamt ihrem Kind in die Donau g'sprungen is.“

„Schrecklich!“ rief der Kurat aus. „Sie war doch jung und kräftig, sie hätte doch arbeiten können,

<sup>1)</sup> Sie können es nicht aushalten. <sup>2)</sup> Sebastian.

und der Vater des Kindes hätte doch für dessen Lebensunterhalt etwas beisteuern müssen. Das fordert ja das Gesetz.“

Der Förster nickte.

„Ja, ja,“ sagte er gedehnt. „Das hätt' er freilich thun müssen. Aber die arme Kosl hat sich halt nit z'helfen g'wußt. Und die Schand' und die Verzweiflung haben ihr den Sinn verwirrt.“

„Und sie aller Gottesfurcht vergessen lassen,“ fügte der Kurat mit strengem Tone hinzu. „Aber freilich, in den Städten ist die Frömmigkeit weniger zu Hause als hier in den Bergen, wo das brave Volk noch fest an seinem Glauben hängt.“

Der Förster antwortete nicht gleich. Erst auf des Kuraten Frage nach dem Schicksale von Kosls Bruder fuhr er fort: „Ja, also, der Hanns! Ja, der arme Kerl hat halt auch sein Leben lassen müssen bei dem Krawall, den's geben hat.“

Ein abermaliger Ausruf des Schreckens unterbrach seine Rede, und mit dem Ausdruck tiefer Bestürzung faltete der Kurat seine Hände vor der Brust.

Da öffnete sich die Thüre und ein noch junger Bauernbursche trat grüßend in die Stube.

„Heda, Wasfl!“ rief ihm der Förster zu, „komm a bißl zu uns her. Du kaunst dem Herrn Kuraten erzählen, wie's mit'n Hanns Plattner zugegangen is. Du weißt es besser, wie ich, du hast es ja selber mit-erlebt.“ Und zu dem Kuraten gewendet fügte er erläuternd hinzu: „Das ist der Wasfl vom Gruberbauern, der mit 'n Plattner Hanns mit war in Wien.“

„Mit Verlaub,“ antwortete Sebastian, indem er das ihm vom Förster dargebotene Glas zum Bescheidtrink an die Lippen führte. Und dann, sich sehend: „Ja, schied<sup>1)</sup> is 's zugegangen selben<sup>2)</sup>, und i muß froh sein, daß i mit heiler Haut davontommen bin und jetzt wieder daheim bin. Also was mit 'n Plattner Hanns g'sehen is, will der Herr Kurat wissen. Aber da laßt si' halt nit viel erzähl'n, weil all's so durcheinand' g'angen is, daß man schier ganz teppet word'n is.“ Und dann, nach kurzer Pause: „Daß i also halt sag'. Schlecht guua is 's uns g'angen, weil wir wie die Narren fort'rennt

sein von unsern Haus und Hof, wo wir bei a bißl an Arbeit unser recht'schaffens Auskommen g'habt hab'n. No, und wie wir halt nirgends anders an Unterkommen g'funden haben, da sein wir auf die großen Ziegelwerke hinaus am Wienerberg. Und was wir dort für a hundsföttichs miserables Leben g'führt haben, davon kann gar niemand an Begriff hab'n, der's nit selber g'sehen hat. Den Brennern is 's verhältnismäßig guat g'angen, die haben sich an Taglohn bis zu 2 Gulden verdienen kinna. Aber die Ziegelabläder und Lehmscheiber, wie der Hanns und ich waren, die haben sich, wenn sie sich auch alle Tag achtzehn oder zwanzig Stunden bei der schweren Arbeit abgerackert haben, doch nit mehr verdienen kinna als sechzig bis siebzig Kreuzer täglich. Und die Wohnungen, die wir g'habt haben, die kann man sich gar nit vorstellen, wie die ausg'schaut haben.

Die Herren Unternehmer haben nämlich Arbeiterhäuser gebaut, in denen den Arbeitern für wöchentlich zwanzig Kreuzer Zins, der ihnen vom Lohn abgezogen wird, ihre Unterkunft finden. Aber in an jeden Häusl, das nur aus an klein' Vorraum und an einzigen Zimmer besteht, wohnen sechszwanzig Personen bei einand'. Ehepaare mit ihren Kindern und ledige Burschen und Madln — all's bei einand' in einer Stub'n, wie Kraut und Ruabn durcheinand'. In der Fruah, wann man aufsteht, hat's a Lust da drinn', daß man kaum schnau-



Mit tiefer Bestürzung faltete der Kurat seine Hände vor der Brust.

sen kann und daß man froh is, daß man scho um zwei Uhr an die Arbeit muas, denn länger könnt' man's eh nit aushalten, man müßt' erstickn. Und auf d' Nacht, wenn man um a Zehne von der Arbeit heimkommt, is 's aa nit viel besser. Denn natürli haben die Weiber auf'n Herd, der aa in der Stub'n steht, 's Essen kochen müssen, und die Fenster hat man nit viel aufmachen können, weil man sonst von dem dicken Ziegelstaub, der von draußen einkommt, nit atmen könnt'. Na, alsdann, es war halt rein nit zum Aushalten, und da haben . . .“

Ein kurzes, spöttisches Auslachen des Försters unterbrach den Erzähler.

„So — nit zum Aushalten war's,“ rief er. „Aber das is euch in euern Dickhädeln nit eingangen, daß ihr z'Haus kommen wär't. Warum seid's denn dort picken blieben, wann's scho' rein nit zum Aushalten war? He?“

<sup>1)</sup> Garstig. <sup>2)</sup> Damals.

Der Sebastian traute sich verlegen hinter den Ohren. „Ja, ja,“ sagte er etwas kleinlaut. „Recht hast. Aber da waren wir halt z'hoffärtig dazu. G'schamt hätten wir uns, so als a Bettelarmer z'Haus z'kema und eing'stehen z' müssen, daß wir Eseln waren, daß wir furigangen san.“

„Ja — die Hoffart und der Eigensinn, die haben schon manchen ins Elend gebracht,“ bemerkte der Kurat kopfschüttelnd.

„Und dann haben wir halt auch immer glaubt, wir werden scho' no a bessere Arbet finden,“ versuchte Sebastian als Entschuldigung vorzubringen.

„Dalkete Dickschädeln wart's, das is das Ganze,“ brummte der Förster dagegen. Der Kurat aber forderte Sebastian auf, in seiner Erzählung fortzufahren.

„Na, alsdann, daß i halt sag,“ nahm dieser seinen Bericht wieder auf. „Wie's uns so schlecht gangen is, da haben die Arbeiter an großen Streik ang'fangen. Die Sozschaldemokraten haben ihna zugered't, und da haben's d' Arbeit niederg'legt und erklärt, daß 's nit eher wieder zum arbeiten anfangen, bis der Lohn erhöht wird. Natürl' haben's glei die Schandarm holen lassen, damit's uns bewachen, und 's Militär haben's aa requiriert. Und da is 's Unglück g'schehen. Bei dem Groll'schen Ziegelwerk haben auf amal so a dreißig Arbeiter, die z'erst aa im Ausstand waren, mit'n Ziegelschlagen und Verladen wieder ang'fangen, und das haben die andern, die im Ausstand 'blieben sein, nit leiden wollen. In an großen Trupp sind wir anmarschirt und haben ihnen zug'schrien, sie sollen d' Arbeit niederlegen, und wie sie's nit haben ihun wollen, da haben wir sie dazu zwingen wollen. Wie wir aber daherkommen sind, haben sich die Schandarm' zum Schutz der Arbeitenden ins Mittel g'legt. Zum Unglück war der Herr Groll selber aa dabei, und wie den der Plattner Hanns g'sehen hat, is er Kreuzrabiat word'n, denn es war g'rad erst a paar Tag her, daß d' arme Rosl seintwegen is ins Wasser gangen, da hat er sich eahm gegenüberg'stellt, hat's Fluch'n ang'fangen, hat eahm g'sagt, was er für a nixnutziger Kerl is, der d' Madeln ins Unglück bringt und seine Arbeiter hungern laßt, und aber g'schimpft hat er 'n, daß 's g'rad an Art g'habt hat. Der Herr Groll aber, nit faul, giebt dem Hanns an fürchterlichen Schlag ins G'sicht. Na, und da is der Krawall losgangen. Die Schandarm' haben vom Leder zogen. Mit 'n g'fallten Bajonett sind's auf uns eing'stürmt, und der erste, den's troffen hat, das war der Plattner Hanns. Zwei Stich hat er in Leib ein'kriegt und an Säbelhieb über die Schulter, und bevor 's ihn noch haben ins Spital bringen können, war er maustot. I aber, i hab' mi drückt. Meine sieben Zweischnen hab' i z'amm'pact und bin nach Wien<sup>1)</sup> eini. Von dort hab' i z'Haus g'schrieben, daß 's mir a bißl a Reisegeld schicken sollen, und dann bin i hoamkema.

<sup>1)</sup> Wien.

Denn lieber will i als a Bauernknecht mei Lebtag arbeten, als solche G'schichten no amal mitmachen.“

Der Kurat hatte der Erzählung mit sichtlichem Ausdruck tiefer Ergriffenheit zugehört. Nachdem er noch eine kurze Zeit an dem Gespräch teilgenommen, erhob er sich und verließ das Gasthaus. Tief bewegt, fühlte er das Bedürfnis, bevor er sich zur Ruhe zurückzog, einen Gang ins Freie zu machen.

Sinnend die Straße dahin schreitend, bemerkte er den Gamschnitzer, der, vor einem an einem kleinen Seitenwege gelegenen Häuschen auf der Bank sitzend, seine Pfeife schmauchte.

Mit raschen Schritten eilte er auf ihn zu und streckte ihm grüßend die Hand entgegen. „Franz,“ sagte er zu ihm, „ich hab' dir früher rauhe Worte gesagt. Nimm's nicht übel. Jetzt weiß ich, was du mit deinen Geschwistern hast erleben müssen, und verstehe deine Erbitterung.“

„Mir für ungut, Herr Kurat,“ antwortete Franz, der sich von der Bank erhoben hatte und die dargereichte Hand kräftig schüttelte. „Sie haben mir halt a gute Lehr' geben wollen, und damit haben S' ganz recht g'habt. I brauch' nit alleweil so suchti z' werden, wann mir einer a Wort sagt, das i nit gern hör'. Aber die G'schichten mit der Rosl und mit 'n Hanns, die gehen mir halt no alleweil im Kopf umeinaud', und wenn einer dran rührt, so werd' i wild. I sag's, wie's is. I kann nit dafür.“

Der Kurat klopfte ihm freundlich auf die Schulter.

„Ja — ja,“ sagte er mit mildem Tone. „Ich glaub' dir's gerne, daß du's noch nicht verwunden hast. Dazu kann dir auch nichts helfen als Gottvertrauen.“

„Wenn i nit glaubet, daß 's an ewige Gerechtigkeit giebt, hätt' is eh' nit aushalten kinna,“ erwiderte der andere, seinen Blick zu den schimmernden Bergesgipfeln emporsendend, gleich als ob von jenen leuchtenden Höhen ihm Trost herniederwinkte.

Denn die Sonne war gesunken, und gleich einer Offenbarung aus einer andern Welt erstrahlten plötzlich, wie in ein funkelndes Blutmeer getaucht, die eisgekrönten Bergeshäupter im feurigsten Purpurrot und Goldorange eines herrlichen Alpenglühens.

In Bewunderung des prachtvollen Naturbildes versunken, ließen die beiden Männer ihre Blicke schweigend in die Runde schweifen.

Da scholl ein Jauchzer durch die Abendstille, und als sie zur Straße hinüberblickten, gewahrten sie einen Touristen dem Gasthose zu des Weges wandeln. Die Lodenjoppe, der weiche Filzhut, von dem der Gamsbart nickte, der Rucksack auf dem Rücken und die nackten Knie, die zwischen der kurzen Lederhose und den Wollstrümpfen hervorlugten, nebst den mit den „Scheanken“ genannten, scharfen Nägeln beschlagenen, schweren Schnürschuhen gaben Zeugnis, daß es ein regelrechter Hochtourist war, der hier seines Weges zog, keiner jener bequemen Stadtherren, die nur streckenweise neben ihrem Wagen einher-schlendern.

„Da giebt es vielleicht zu thun für dich,“ meinte der Kurat, mit den Augen auf den Fremden winkend. „Der sieht mir gerade darnach aus, als ob er auf den Ortler oder auf die Königspitze hinauf wollte. Und ein besseres Wetter für eine Bergfahrt, als wie wir's jetzt haben, kann man sich gar nicht wünschen.“

Der Kurat hatte sich nicht geirrt. Eine Viertelstunde später wurde der Gamsjäger in das Gasthaus beschieden, um sich mit dem Fremden, dem er vom Wirt als der tüchtigste Bergführer empfohlen worden, wegen einer von ihm beabsichtigten Ortlerbesteigung zu besprechen.

Der Fremde wäre gerne schon gleich am nächsten Morgen aufgebrochen. Da Plattner jedoch meinte, daß man in der bei günstigen Wegverhältnissen von guten Steigern in vier Stunden von Trafoi aus zu erreichenden Payerhütte übernachten sollte, um von derselben aus den Anstieg zur Spitze und die Überschreitung der mächtigen Gletscher in früher Morgenstunde, bevor noch der Schnee unter dem Einfluß der Sonnenwärme weich geworden ist, anzutreten, so fügte er sich dem Räte des erprobten Führers, erst am Nachmittage zur kühnen Bergfahrt aufzubrechen.

Der Weg bis zur Payerhütte bietet für tüchtige Touristen weder besondere Schwierigkeiten noch Gefahren. Doch sind sie immerhin groß genug, um eine entscheidende Kraftprobe für den Bergsteiger zu bilden, und unser Franz begrüßte es freudig, in seinem „Herrn“ gar bald einen ausgezeichneten Hochtouristen zu erkennen, kniefest und schwindelfrei, wie man es sein muß, um solche Höhen zu erklimmen, und froh begeistert von dem Schönheitszauber der Hochgebirgswelt, wie sich's ziemt, um sich der herrlichen Offenbarungen dieser erhabenen Naturumgebung würdig zu erweisen.

Schweißtriefend, aber wohlgenut wanderte er die zur Schutzhütte von Trafoi aus 1500 Meter betragende Höhe hinan. Auf schmaler Brücke den wildschäumenden Trafoierbach überschreitend, zunächst in launigen Zickzacklinien durch schattigen Lärchenwald, führte der Pfad dann in sengendem Sonnenbrand über kahle Weiden und Schutthalde scharf bergan, bis er, immer steiler und steiler ansteigend, über wüste Steintrümmer und eisigen Firn zur Tabaretta-

scharte leitet, wo er sich mit dem vom Suldenertale heraufkommenden Pfade vereinigt. Furchtbar gähnen die Abgründe rings um den schmalen Gebirgskamm, der hier das Suldener- vom Trafoierthal trennt und der auf schwindelndem Felsgrat überschritten werden muß, um die hoch oben (3000 Meter) auf dem Tabarettafamm, von dem die Felsenwände gegen Sulden und gegen den Tabarettafirn fast senkrecht abfallen, an einen Felsenrücken gelehnte Payerhütte zu erreichen.

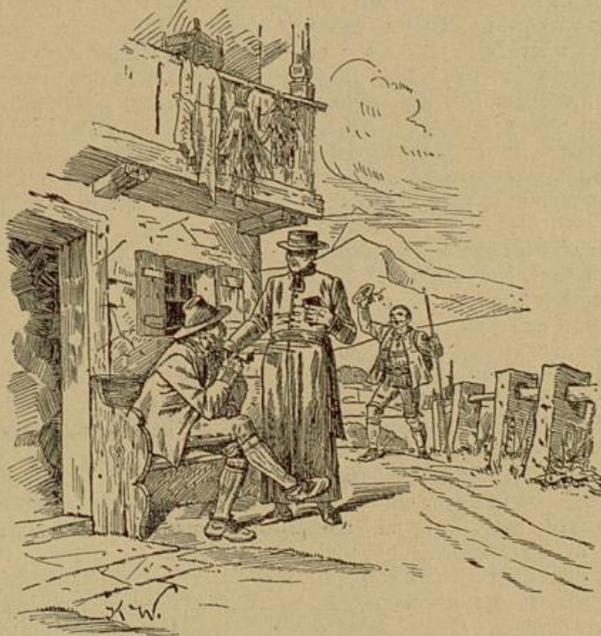
So schmal ist das Hochplateau, auf dem die Klubbhütte gleich einem Adlernest an der Felswand klebt, daß der von den klaffenden Bergeschlünden umgebene Raum vor der Hütte nur wenig Platz zur freien Bewegung gewährt. Aber gerade diese freie und zugleich hohe Lage der Hütte ist es, die eine herrliche Fernsicht gestattet über die eischimmernden

Gipfelreihen der Engadiner, Silvretta, Paznauner und Ötztal Gebirge, auf den gigantisch ansteigenden Ortler, den wildzerklüfteten Madatschgletscher und, nach abwärts, über die grünen Gehänge des Suldener- und des Trafoierthales.

Ein Ausruf stauenden Entzückens glitt über die Lippen des Fremden, als er, nachdem der zehn Minuten lange Felsgrat mit gebührender Vorsicht überklettert war, auf dem Plateau anlangend, Umschau hielt über das erhabene Bild, das sich seinem schweifenden Blicke darbot. Und wahrlich, das Herz jedes Naturfreundes mochte hoch-

auspochen in seligem Jubel unter dem Eindrucke des Geschautes. Die Sonne sank; purpurn erglühten die beeisten Bergeshöhen, die, gleich funkelnden Wogen eines im Sturm zu Eis erstarrten unübersehbaren Meeres, Gipfel an Gipfel sich reiheten. Und ehe noch die Blut erloschen war, stieg der große goldene Ball des Vollmondes über den gleich einem geschliffenen Krystall blinkenden und blitzenden Kamm des Madatsch in das zarte, durchsichtige Azurblau des Himmelsgewölbes leuchtend empor.

So packend, so gewaltig war der Eindruck des prachtvollen Bildes, daß Franzens Schutzbefohlene es nicht vermochte, sich von dem herrlichen Anblicke loszureißen. Erst auf dessen wiederholte energische Zusprache entschloß er sich, die Hütte zu betreten, von dem mitgebrachten Proviant einen kräftigenden



Da scholl ein Zaucher durch die Abendstille.

Imbiß einzunehmen und sich zeitig zur Ruhe zu begeben, um am andern Morgen, frisch gestärkt, die Hauptleistung, die seiner harzte, die Besteigung der Ortler Spitze, anzutreten.

Um vier Uhr früh verließen die beiden die Klubhütte, nachdem sie sich bereits in der Stube durchs Seil verbunden hatten, denn schon nach wenigen Schritten betritt man den stark geneigten Tabarettagletscher, der überquert werden muß, um den das Tabaretthal vom Thal der „Hohen Eiskrinne“ trennenden Felsgrat zu erreichen. Teils auf hoch- und schmalstufigen Felsentrepfen, teils über Schneefelder gelangten sie vom Felsgrat aus zum oberen Ortlerferner, dessen steile Firnwände sie im Anblick sentrechtlicher Eisschlünde und blauschimmernder herrlicher Eisbrüche, mit dem Eispindel Stufe um Stufe hauend, hinankletterten, bis sie an der das „Obere Stückle“ genannten, jäh abfallenden Firnhalde anlangten, welche als die schwierigste Passage berüchtigt ist. Denn in der Mitte dieses Steilhanges gähnt eine riesige, offene Eiskluft, die im Bogen umgangen oder auf schmaler Schneebrücke überschritten werden muß, und jenseits der Kluft ragt eine mehrere Meter hohe sentrechte Eiswand empor, die unsere Wanderer auf einer von Franz mitgebrachten zusammenlegbaren Strickleiter überkletterten.

Nun auf dem großen obersten Plateau angelangt, führte der Weg zunächst über fast ebenem Schneefeld rechts am Gipfel vorbei, dann links im Bogen über eine steile Halde, und nun standen sie vor der Überwindung der letzten, aber gefahrvollsten Schwierigkeit, vor der Überschreitung eines zehn Meter langen, nur ein Drittel bis einen halben Meter breiten, zwischen steilen Abstürzen sich hinziehenden Schneegrates, dessen nördliches Ende die Ortler Spitze bildet.

Aller auf dem schwindelnden Pfad hemmende Ballast, Rucksack, Bergstock, Eispindel und Steigeisen, wurde weggelegt, das Seil straff gespannt, und, nicht rechts nicht links in die schauerlich gähnende Tiefe schauend, Schritt für Schritt vorsichtig den Fuß auf die Stelle setzend, wo der voranschreitende Führer hintret, folgte der Fremde. Kein Schwindel trübte sein Auge, festen Fußes, ruhig und sicher schritt er zwischen den toddrohenden Schlünden dahin, und wenige Minuten später stand er, froh und freudig den schönheitsstrunkenen Blick in die Ferne sendend, auf der Spitze des majestätischen Gebirges.

In einer kleinen Schneemulde, wenige Schritte unterhalb der zum hinteren Grate abwärts führenden Schneide gelagert, ließ er von der stolzen Höhe (3910 Meter) sein Auge in die Runde schweifen und abwärts in die graufige Tiefe, aus der das Kirchlein von St. Gertrud in Sulden freundlich heraufgrüßte. Ein fast sinnverwirrendes Panorama unzählbarer Bergespitzen, in deren Mitte er gleichsam in den Lüften schwebte, bot sich ihm dar. Die ganze herrliche Hochgebirgswelt von den Salzburger- und Kärntner- bis zu den Walliser- und Berner-Alpen, vom Bodensee und der bayrischen Ebene bis zur venetianischen, erschloß sich seinem staunenden Blicke,

und über ihr wölbte sich das tiefdunkle Blau eines wolkenlosen Himmels. Abwärts blickend ruht das Auge auf den von wunderbaren Farbentönen überkleideten, durch den glitzernden Spiegel dreier mächtiger Seen durchbrochenen, grünen Matten der Malfer Heide, des Sulbener und des Stillsfer Thales, während auf der entgegengesetzten Seite die schaurigen Abstürze des Ortlers gegen den Sulbenerferner gähnen, aus dem in drohender Steilheit die gewaltigen Bergesriesen der Königspitze und des Monte Zeburu in die klare Höhe ragen. Und über sie hinweg wandert der Blick zu den festgegliederten Reihen der Südtiroler Alpen, deren wechselreiche, phantastische Gebilde im Strahl der Morgen Sonne leuchtend herüberschimmern.

Nach anderthalbstündiger Rast mahnte Franz zum Abstieg. Man durfte nicht länger säumen. Denn je länger die Sonne ihre warmen Strahlen herniedersandte, um so weicher wurden die Schneebrücken, um so gefährlicher wurde ihre Überschreitung.

„Das is heut grad meine hundertste Ortlerbesteigung, i sollt' a Jubiläum feiern,“ sagte er, behaglich schmunzelnd. „Noch nie nit is mir an Unfall passiert. I möcht' nit, daß uns heut' a Malheur g'schehet, weil wir zu lang da heroben blieben sind.“

„Was?“ rief der Fremde staunend. „Eure hundertste Besteigung? Aber da seid Ihr ja ganz zu Hause auf diesem herrlichen Gebirge!“

„Na ja,“ lachte Franz. „Sell is richtig! Alle die Berg' da umeinand' san meine Freund'. Und auf'n Ortler war i am öftesten. Aber grad deshalb, weil i mi guat auskenn', waß i's, daß wir jetzt abi müssen, wenn uns niz g'sehen soll.“

Der Fremde erhob sich.

„Wenn es denn sein muß!“ sagte er seufzend. Dann nahm er seinen gemisbartgeschmückten weichen Filzhut vom Kopfe und schwenkte ihn wie grüßend in die Weite.

Franz blickte ihn freundlich an.

„Des g'fällt mir von Euch,“ meinte er treuherzig, „daß Ihr a Freud' habt an unsere schönen Berg', und nit bloß aufi Krapelt's, damit Ihr z' Haus erzählen könnt, daß Ihr heroben g'wesen seid, wie so viele andere.“ Dann rollte er ein Stück festgefrorenen Schnees, das eine kleine Schneegrube überdeckte, etwas zur Seite und indem er auf eine in dieser Grube nun sichtbar werdende Flasche deutete, sagte er: „Da schaut's her! Alle die Herren und Damen, die mit mir auf'n Ortler g'stieg'n san, haben zum Andenken ihre Karte da herein g'legt. Da liegen alle die Papierln no ganz frisch bei einand'.“

In der That zeigte sich in der seltsamen Wistkartenschale eine ganze Menge zierlicher Kärtchen, deren Inschriften auch noch ganz unversehrt waren.

Der Fremde lachte.

„Da muß ich bei Seiner Hoheit dem König Ortler wohl auch meine Karte abgeben,“ erklärte er munteren Tones, während er seiner Brieftasche ein Blättchen entnahm.

Bevor Franz das Kärtchen zu den andern in die Flasche steckte, warf er einen Blick darauf. Es interessierte ihn, den Namen seines „Herrn“ zu erfahren, den er verabsäumt hatte, im Fremdenbuch von Trafoi, in das jeder Tourist, der von dort aus eine Bergbesteigung unternimmt, sich einschreiben muß, nachzulesen.

Als er nun aber auf die Karte schaute, ging eine plötzliche, seltsame Veränderung mit ihm vor. Er verfärbte sich, ein heftiges Zittern ging durch seine Glieder. Der Name, den er auf dem Blättchen gelesen, hieß: Hermann Groll.

Als der Fremde, der indes Franz den Rücken zugekehrt, einen letzten Abschiedsblick in die Runde geschickt hatte, sich diesem wieder zuwendete, erschrak er heftig.

„Franz,“ rief er, „was ist mit Euch? Ihr seid doch nicht krank?“

Der andere hielt noch immer das Kärtchen in der Hand. Mit entgeistertem Blicke starrte er darauf. Er gab keine Antwort auf des Fremden Frage. Er hatte sie gar nicht gehört.

Endlich schaute er empor und sein Blick bohrte sich fest in das mit dem Ausdruck erschreckten Staunens auf ihm ruhende Auge des Fremden.

„Mit Verlaub,“ sagte er dumpf. „Sind Sie aus Wien?“

„Ja wohl!“  
„Der Ziegelwerkbesitzer Groll am Wienerberg —?“

„Allerdings. — — Kennen Sie mich denn?“  
Da brach ein kurzes, wildes Ausfluchen von Franzens Lippen. Eine tödliche Blässe überzog seine wettergebräunten Wangen, seine schwarzen Augen blitzten und seine Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen.

„Ob i Ihnen kenn', wollen's wissen,“ rief er höhnisch. „Ja, lang schon kenn' i Ihnen dem Namen nach, und auch sonst noch recht guat . . . Sie sind der Herr Groll, der die Plattner Rosl in d' Schandbracht hat, so daß 's aus Verzweiflung is ins Wasser gangen, und derjelbig Herr Groll, wegen dem ihr

Bruder, der Plattner Hanns, von die Schandarmen is derstochen worden.“

Groll erbleichte ein wenig. Er trat einen Schritt zurück. Das Seil, das die beiden Männer umschlang, spannte und straffte sich zwischen ihnen.

„Was soll das heißen?“ entgegnete er mit herrischem Ton. „Was gehen solche Dinge Euch, den Bergführer, an?“

Da schrie Franz wild auf.  
„Was mich das angeht, du Lotterbub, du gottverdammter? Was mich das angeht, daß du meine G'schwister ins Elend und in den Tod gebracht

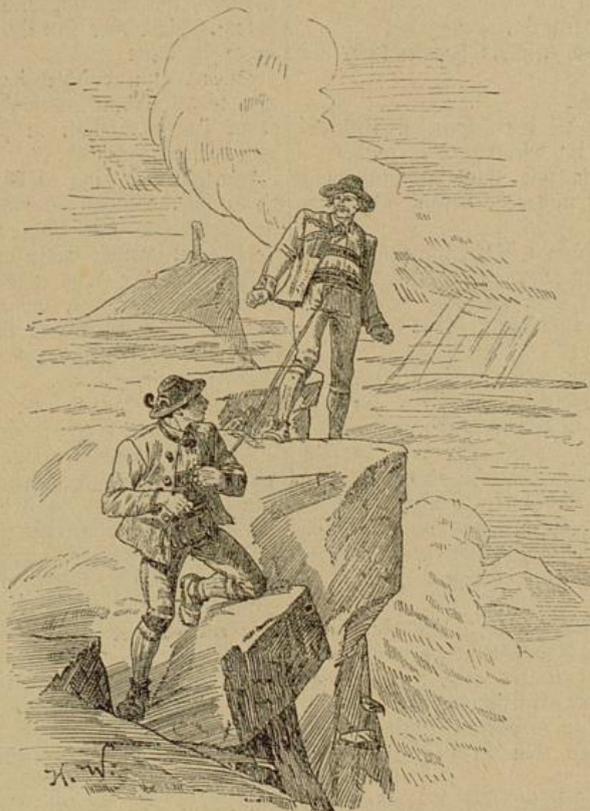
hast? Du hast wohl meinen Namen nit g'wußt, weil's mi halt nur 'n Gamschnitzer hoasen, sonst hätt'st di wohl nit aufgetraut, mit mir alleini auf'n Berg!“ Und er streckte drohend seinen Arm aus nach dem Abgrund, dessen schauerliche Tiefe neben ihnen gähnte.

Groll fühlte seine Knie wanken. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Um nicht zu stürzen, mußte er sich mit beiden Armen auf die Schneide des abwärts führenden Schneegrates stützen. Und vor ihm stand, bleich und zornbebend, der Bruder, der Mörder der durch seine Schuld im Elend Verkommenen.

Beide schwiegen. Über ihnen spannte sich, klar und sonnig, das tiefblaue Himmelsgewölbe, um sie breitete sich in stiller, erhabener Größe das

unübersehbare Meer eis- und schneumpanzerter Bergesriesen, tief zu ihren Füßen lachten grüne Matten und Halden und gähnten toddrohende Felsenabstürze abwärts in das ewige Schweigen unergründlicher Eis- und Gletscherschlünde. Und über und um sie schwebte die lautlose Stille einsamer Unendlichkeit. . .

Groll war sich vollkommen klar über seine Lage. Ohne Schutz und Hilfe war er auf seines Todseindes Gnade angewiesen. Ein leichter Stoß seines kräftigen Armes — das Seil war ja bald gelöst — und es gab keine Rettung für ihn. Sein Ende war besiegelt. Und keinen Richter gab es für seinen Tod. Denn keine Menschenseele würde es erfahren,



Ohne Schutz und Hilfe war er auf seines Todseindes Gnade angewiesen.

wie und warum das Verderben ihn ereilt. War es da nicht besser, die Todesqual nicht nutzlos zu verlängern, durch einen raschen Sprung in die Tiefe sie selbst, sie freiwillig zu beenden? Blitzartig zuckte der Gedanke durch sein Gehirn.

Er raffte sich auf. Er wollte den Knoten des um seinen Gürtel geschlungenen Seiles lösen. Aber seine zitternde Hand versagte.

Vor ihm, unbeweglich, stand der, der sein Leben in der Hand hielt, und schaute ihn an. Kalt und hart, wie aus Stein gehauen, waren seine Züge. Nur in seinen dunkeln Augen glühte ein düsteres Feuer.

Jetzt aber machte Franz eine Bewegung.

„Vorwärts! Es wird zu spät,“ sagte er kurz, und zog das Seil straff.

Groll rührte sich nicht.

Da packte ihn Franz bei der Schulter und rüttelte ihn. „Vorwärts, sag' i,“ wiederholte er rauh.

Der andere verneinte mit einer Kopfbewegung. „Knüpfet das Seil auf und geht voran, ich werde Euch allein folgen.“

Da zog ein hartes Lächeln über Franzens Lippen. „Angst haßt vor mir!“ sagte er. „Weil's d' weißt, was d' verdienst. Weil unser Herrgott dich jetzt in meine Hand geben hat zur Straf' für deine Missethaten.“

Ein furchtbares Getöse, einem heftigen, langnachhallenden Donnerstöße gleich, unterbrach Franzens Worte. Und abwärts, in der Richtung des weithin dröhnenden, schauerlichen Tosen's schauend, bot sich den beiden der großartige Anblick, wie sich in dem unter ihren Füßen sich dehrenden Drillerferner eine mächtige Gletscherpalte aufriß und die gewaltigen Schneemassen hochaufstäubend, gleich einem riesigen Wasserfall, krachend, donnern, brausend in die Tiefe stürzten.

Es war ein wild erhabenes Bild, das sich ihrem Blicke darbot. Aber der Gebirgskundige weiß, welche Gefahr es zu bedeuten hat. Er weiß, daß sich diese Gletscherpalten unter der Einwirkung der Sonnenwärme bilden und daß zu so vorgeschrittener Tageszeit Gletscherwanderungen von größter Gefährlichkeit sind.

Noch einen Augenblick starrte Groll abwärts auf das im leuchtenden Sonnenstrahl glitzernde, funkelnde Eisfeld, von dem die Reste der Schneelawine, gleichsam nachzitternd, in die Tiefe stoben, dann richtete er sich empor.

„Wohlan — gehen wir!“

Und schweigend traten die beiden Männer den furchtbaren Abstieg an.

Wie im Traume glitt Groll über den schwindelnden Schneegrat, den er vor kurzem so kühn und sicher überschritten hatte. Er fühlte sein Herz stocken, und bei jedem Schritte glaubte er, die Hand zu fühlen, die sich auf ihn legte, um ihn in den Abgrund zu stürzen. Aber er stürzte nicht. Als hätte ein Wunder ihn gerettet, war ihm zu Mute, als er wohlbehalten am jenseitigen Ende des Grates anlangte,

wo sie die zurückgelassenen Steigeisen an ihre Sohlen schnallten.

Plötzlich aber, als jetzt sein Blick auf den Eispickel fiel, den sein Führer nun wieder zur Hand nahm, da ward es ihm entsetzlich klar, was geschehen würde. Mit dem scharfen Stahl wird Franz das Seil durchschneiden und auf einer der schmalen Schneebänken, auf welchen sie die schrecklichen Abgründe überschreiten mußten, wird er ihn mit einem jähen Stoß in die Tiefe schleudern . . . Und er konnte nichts thun, um sich zu schützen. Denn allein, sich selbst überlassen, ohne die kundige Führung dieses Mannes, der ihn haßte und der in seiner Hand sein Schicksal hielt, war sein Untergang noch sicherer, als an dessen Seite.

Schwer atmend setzte Groll seinen Weg fort. Er war keines Gedankens fähig. Nur die eine Frage drehte sich schmerzhaft in seinem Gehirn: Wann, wann wird es geschehen?

Und abwärts ging es über das Eisfeld, abwärts die Steilwand hinab über die schwankenden Sprossen der Strickleiter und hinüber über die Schneebänke, die den furchtbaren Eisschlund überquerte.

Mit zitternder Hand tastete Groll nach dem Seile, dehnte und streckte es, um es zu proben. Aber fest und unverfehrt schlang es sich um seine Lenden, zog es sich zu Franz hinüber, der in finsternem Schweigen hinter ihm einerschritt.

Nur fachte durfte man auf die Brücken treten, denn der Schnee war weich geworden und ein leichtes Zittern der Brücken machte sich unter den Füßen fühlbar. Und nicht geringere Vorsicht erforderten die steilen Wände, wo jedes Ausgleiten, jeder falsche Schritt, trotz der an den schlimmsten Stellen angebrachten Drahtseile, verhängnisvoll wäre. Aber wie von einer wunderbaren Macht geleitet, schritt Groll dahin. Er wußte kaum, wie es kam, daß er nicht stürzte. Denn sein Blick war trüb und seine Glieder zitterten, so furchtbar war die Erregung seiner Seele, die im Banne des einzigen Gedankens taumelte: Wann, wann wird es geschehen, das Entsetzliche? —

Jetzt aber, als sie das obere Ende des Thales der „Hohen Eisrinne“ erreichten, einer schluchtartigen Einenkung des unteren Drillerferners, da war es plötzlich, als ob das unabsehbar weite Eisfeld in Bewegung geriete. Ein Brausen und Tosen herniederbrechender Eislawinen erfüllte die Luft und furchtbare Gletscherpalten öffneten sich vor dem erschreckten Blicke. Die ganze still und starr sich hindehnende Eismelt schien in einen verderbendrohenden, tobenden Aufruhr auszubrechen.

Schritt für Schritt den mit scharfer Eisenspitze beherrten Alpenstock fest einstoßend, bei jeder durch ihren weithin rollenden Donner sich ankündigenden Lawine vorsichtig nach deren Richtung spähend, ob sie nicht auf ihren Pfad herniederstürze, verfolgten die beiden Männer, so rasch, als die Gefährlichkeit ihres Weges es gestattete, ihren Abstieg.

Da, plötzlich — schon hatten sie das Gletscherthal

durchschritten, schon waren sie dem unteren Ende des Feners ganz nahe — da erscholl ein schauerliches Krachen hoch zu ihren Häuption, und in mächtigen, weitausholenden Sprüngen warf sich ein riesiger Schneekatarakt das steilabfallende Eisfeld herunter, in gerader Linie auf die beiden Wanderer.

Franz, der die Gefahr zuerst bemerkte, sprang, den Bergstock fest in den Schnee einstoßend und Groll an dem straff gespannten Seil mit sich fortreisend, in weitem Schwunge zur Seite. Aber es war umsonst. Im nächsten Augenblick lagen beide, von der Lawine ereilt, im Schnee verschüttet . . .

Franz, nur vom äußern Rande der Lawine getroffen, erholte sich bald von der durch den heftigen Anprall verursachten Betäubung, und mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte gelang es ihm, sich aus dem Schnee emporzuarbeiten.

Da sah er, daß das Seil gerissen war, und als er nach seinem Begleiter Umschau hielt, erblickte er ihn — zwei bis drei Meter tief — auf einem schmalen Felsvorsprung einer etwa acht bis neun hundert Meter tiefen, fast senkrecht abstürzenden Felswand — anscheinend leblos hingestreckt.

Nach jener Seite in die Tiefe blickend, hatte ihn die Lawine mit sich gerissen, und wie durch ein Wunder vor dem Absturz bewahrt, war er auf diesem Vorsprung der Steilwand liegen geblieben.

Mit stierem, verglastem Blicke starrte Franz abwärts auf den regungslos hingestreckten Körper. Seine Brust arbeitete in leuchtenden Atemzügen; kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, und sein Angesicht verzerrte sich im Ausdruck wilden, tödlichen Hasses.

Ein furchtbarer Kampf tobte in seiner Seele.

Dort auf der Höhe, von grauenhaften Abgründen umgeben, als er es erfahren, wem er gegenüberstand, als er plötzlich die uneingeschränkte Gewalt über Tod und Leben jenes Mannes, der die Schuld trug an dem Verderben seiner Lieben, in seine Hand gegeben sah, da war der Gedanke an ihn herangetreten, Rache zu üben an dem Elenden, da hatte mit schier unwiderstehlichem, heißem Drange die Versuchung ihn gepackt, ihn mit seinem Leben büßen zu lassen für das durch seine Schuld verwirkte Leben jener.

Aber tapfer hatte er den Dämon in seiner Brust zurückgeschlagen, der ihn rief und lockte, Verbrechen zu sühnen mit Verbrechen.

Jetzt aber, da die Schrecken der Naturgewalten sich gegen ihn erhoben hatten, — war dies nicht ein Zeichen, daß Gott selbst die Buße wollte? Nicht er brauchte seine Hand rächend gegen ihn zu heben. Gott hatte ihn gezüchtigt. Wenn Franz ihn nicht errettete, so war er unvermeidlich dem Untergang geweiht. Und wahrlich, seine Pflicht konnte es nicht sein, daß er sein Leben wagte für das Leben dieses Schurken. Ja, hinabklettern wollte er zu ihm und den Bewußtlosen in die Tiefe schleudern, und so die Spur verwischen seiner That. Denn wer in aller Welt sollte es ihm beweisen können, daß er vermocht hätte, ihn zu retten, daß nicht die Lawine selbst ihn mit sich gerissen in den Abgrund? —

Doch wie er sich, grausamen Trotz in seinem Herzen, entschloß, die entsetzliche That zu vollziehen, da regte sich jäh eine seltsame Angst in seinem Innern und in plötzlicher Klarheit stand die Erkenntnis vor seinem Geiste, daß er es nie und nimmer zu thun vermöchte, daß wenn er es thäte, er sein Leben keine Stunde länger ertragen könnte. Und jetzt erst überkam ihn mit Schauern der Gedanke, daß er zum Mörder hatte werden wollen . . .

Franz langte die Rumflasche aus dem Rucksack und steckte sie in seine Rocktasche,

und vorsichtig abwärts kletternd, stand er wenige Minuten später neben Groll. Dieser lag noch in tiefer Ohnmacht. Nachdem aber Franz ihm Schläse und Puls mit Rum gerieben, auch ein paar Schlucke in den Mund geträufelt hatte, schlug er die Augen auf.

„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend.

„Auf recht an lustigen Platz,“ antwortete Franz.

„Da haßt's schön staad<sup>1)</sup> halten, daß wir nit alle zwoa abipurzeln.“ Und in kurzen Worten gab er die Erklärung seines Sturzes, dessen Erinnerung Groll verloren hatte, und fragte ihn, ob er Schmerzen fühle.

<sup>1)</sup> Still.



„Wo bin ich?“ fragte er, verwirrt um sich blickend.

Ja, der Kopf und die Glieder thaten ihm wehe. Doch zeigte es sich, daß er außer einigen Kontusionen und Hautabschürfungen keine Verletzungen erlitten hatte und, an den schwierigeren Stellen von Franz gestützt, instande sein werde, die nur mehr kurze Strecke Weges bis zur Payerhütte zu überwinden, woselbst er ja dann ausgiebige Rast halten konnte. Zweifellos hatte das Seil noch während seines Sturzes bis zum letzten Augenblick gehalten und war hierdurch die Heftigkeit des Aufspralles vermindert worden.

Vorsichtig half ihm Franz sich aufrichten, lehnte ihn in sitzender Stellung mit dem Rücken an die Wand, bis seine Kräfte allmählich wiederkehrten.

Da, als Groll nochmals einen herzhaften Zug aus der Kumpflasche gethan, flammte es sah in seinem Auge auf. Mit einem Rucke war die Erinnerung an seine Lage, an alles, was er in diesen furchtbaren letzten Stunden erlebt hatte, in seinem Geiste erwacht. Erst in die Tiefe, dann auf seinen Ketter blickend, schaute er diesen an, als ob er ein Gespenst sähe.

„Da herunter bin ich gestürzt,“ sagte er mit leiser Stimme. „Und Ihr, Franz, Ihr habt mich nicht verlassen, — habt mich gerettet, mich — nach all dem, was ich an den Eurigen gethan — —!“

Seine Stimme verlagte und wie von einem inneren Beben zuckten die Muskeln seines Angesichts.

„Ich bin Euer Führer, und habe meine Pflicht gethan,“ entgegnete Franz, und dann, seinen Blick von seinem Begleiter hinweg in die Weite schickend, schwer atmend fügte er, wie widerwillig hinzu: „Hart genug is 's mir an'kommen.“

Dummpfes Schweigen lagerte sich über die beiden. Groll hatte die Augen geschlossen. Zwei dicke Thränen traten zwischen den Lidern hervor und rannen langsam seine Wangen herab.

Dann plötzlich faßte er nach Franzens derber Hand und führte sie an seine Lippen.

„Ihr seid ein edler, ein großer Mensch,“ murmelte er kaum hörbar. „Und was Ihr an mir gethan, werde ich lohnen — indem auch ich ein besserer Mensch werde.“

Groll hat sein Wort gehalten. Heimgekehrt, führte er tiefeingreifende Verbesserungen in der Lage seiner Arbeiter ein. Freiwillig gewährte er ihnen alle Forderungen, die sie in jenem Strife, bei dem der arme Hanns Plattner sein Leben einbüßte, erfolglos aufgestellt hatten, erhöhte ihren Lohn, verringerte ihre Arbeitszeit, verbesserte ihre Wohnungen, gründete Unfall- und Krankenversicherungen und eine Pensionsanstalt für die Hinterbliebenen der in seinem Dienste verstorbenen Arbeiter.

Selbstverständlich konnten die andern Unternehmer dem Drucke seines Beispieles sich nicht entziehen und mußten zu den von ihm angebahnten Reformen in der Lebensstellung der Arbeiter allmählich auch ihrerseits sich bequemen. So geschah es, daß diese ausgedehnten, für sich allein eine kleine Welt einschließenden Ziegelwerke, die früher wegen der traurigen, allen

Ansprüchen an ein menschenwürdiges Dasein hohnsprechenden Lebenslage dieser Arbeiterkolonien unter allen gerecht und menschlich Denkenden berichtigt waren, sich allein durch die opferneubige und energische Reformthätigkeit eines einzelnen Mannes zu Musteranstalten umwandelten, und daß Groll, dessen Name bis dahin von diesen großen Massen mit Haß und Abscheu ausgesprochen worden war, nun von ihnen gefeignet und gepriesen wurde.

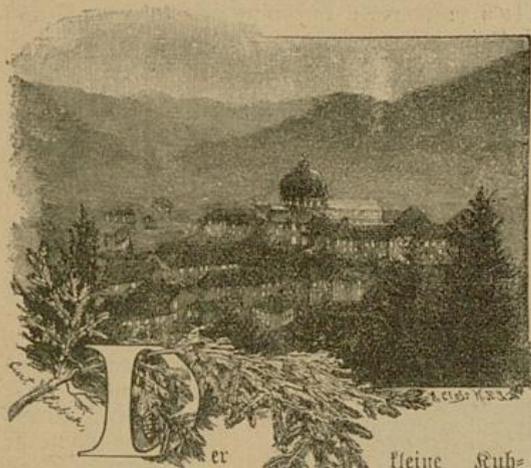
Niemand ahnte es freilich, daß diese große Wandlung seines Herzens zurückzuführen war auf jene furchtbare Stunde, da er in einsamer Bergeshöhe an schauerlichen Abgründen dahinschreitend, im Auge des Rächers sein Todesurteil las für seine schwere Schuld, auf jene Stunde, da er, zerknirscht und reuig, sein verwirktes Leben der Großmut jenes Rächers dankte.

Er aber vergaß des Waders nicht. Wohl wußte er, daß sich mit Geld nicht lohnen läßt, was er für ihn gethan. Doch ließ er es sich nicht nehmen, ihm eine Rente auszuwerfen, die für jene Zeit, da sein Fuß zu schwach würde, seines Amtes als Bergführer zu waltten, sein Auge zu trüb, um seine zierlichen Gamsen und Hirche zu schnitzen, seine Lebensstage vor Sorge schützen sollte.

Alljährlich aber, wenn unter dem warmen Strahl der Sommer Sonne in grünem Bergeswald die Alpenrose ihren rotglühenden Kelch erschließt, wenn von steilem Hang der zarte Stern des Edelweiß herabwinkt, dann fühlt Groll seine Seele schwellen in Sehnsucht nach jenen lichten, klaren Bergeshöhen, deren Zauber ihn gefesselt hielt, in deren Schrecken er sein besseres Selbst gefunden. Und wenn dann wieder die frische Alpenluft seine Stirn umweht, wenn er nach froher, kühner Wanderung durch grüne Wiesen und dämmernde Waldeschatten, neben rauschenden Wildbächen und Wasserfällen, über Felsenwände und eisshimmernde Gletscherfelder, von erhabenem Bergesgipfel Umschau hält über all die ungezählten Häupter, die seinem begeistertsten Blicke sich erschließen, dann findet er — thal- und heimwärts seine Schritte lenkend — neuen Mut und neue Kraft in seiner Seele, fortzuwirken an seinem edlen Werk der Sühne und des Segens.



Ein Freudenfeuer.  
Von Hermine Billinger.



Der kleine Kuhhirt, im Dorfe nur der Bube genannt, hatte noch wenig Beachtung in seinem Leben erfahren; er nahm sein Mittagsmahl jeden Tag in einem andern Bauernhaus ein und legte seinen Löffel nie anders als mit dem Stofseufzer weg: „Jetzt möcht' ich grad noch einmal von vorne anfangen.“

Die Schlafstätte hatte er bei einem armen Weib, der Kräuter-Rose. Diese verdiente ihren Unterhalt durch den Verkauf von Kräutern, die sie in die Apotheke nach St. Blasien trug, besaß nichts außer einem morschen Häuslein und war froh um die paar Pfennige, die ihr die Gemeinde für die Schlafstelle des Hirtenbuben zahlte; sonst kümmerte sie sich wenig um ihn, und der Bube mußte, wenn er einen besonders schwierigen Riß an seinem Kittle nicht zusammenbringen konnte, immer erst einen großen Haufen Kräuter sammeln und der Großmutter bringen.

„Ich bin nur fürs Bett und die Morgensupp' bezahlt,“ sagte sie, „man muß nit so dumm sein und der Gemeind' was umsonst thun.“

Aber gut war sie darum doch, und der Bube hing an ihr, denn über ihre Morgensuppe ging ihm nichts; die war so dick, daß der Löffel drin stecken blieb, und nach was allem sie schmeckte, hatte er noch nie ermitteln können.

„D ich kann noch ganz andere Suppe kochen,“ behauptete die Alte, „aber so lang die Gemeind' so gizig ist und kein ordentlichs Kostgeld für dich zahlt, mach' ich ihr gewiß nit den Narr, so gern ich dir auch was zu lieb thät.“

Der Bube fand das in der Ordnung und fühlte sich der Großmutter für diese Worte um so mehr verpflichtet, als außer ihr noch nie ein Mensch den Wunsch gegen ihn geäußert, er möchte ihm gern etwas zu lieb thun.

Aber die Existenz des Kuhhirten sollte eines Tages ihrem dunklen Los der Nichtbeachtung entrissen werden.

Es war im Sommer 1895, als dem kleinen Dorf an der Abstraße große Ehre widerfuhr. Das Fürstenpaar hatte der Gemeinde ein Kirchlein bauen lassen, und nun kamen die höchsten Herrschaften selbst von St. Blasien herüber gefahren, um das Werk ihres Baumeisters in Augenschein zu nehmen. Bällerschüsse ertönten, und es war alles geschehen, den Empfang der hohen Gäste so würdig wie möglich zu gestalten.

Am andern Morgen in der Frühe blieb der Hirt ganz gegen seine Gewohnheit mit emporgezogenen Knien und weit aufgerissenen Augen auf seinem Strohsack sitzen, statt wie sonst, sobald es tagte, das ihm in der dunkelsten Ecke der Küche angewiesene Lager zu verlassen.

Was ging ihm aber auch alles im Kopf herum, war doch der getrige Tag der ereignisreichste seines Lebens gewesen!

„Bube,“ hatte der Bürgermeister vor der Ankunft der Herrschaften zu ihm gesagt, „da stehst an der Brück', und wenn der Landesvater kommt, ziehst 's Hüttele, bleibst aber fest an deinem Plaz, denn du bist der Hirt und gehörst zum Vieh.“

Und er hatte es befolgt; dicht an der Brücke hatte er sich aufgestellt, seiner Herde zugewandt, die ihren Weideplatz neben der zwischen Steinblöcken und Geröll einherfließenden Ab hatte.

Und so, mit dem Rücken gegen die Straße, war er auch beim Herannahen des Zuges stehen geblieben, hatte den Fitz vom Kopf gerissen und mit weitgehender schallender Stimme den Landesvater leben lassen; sodann hatte er in ein uraltes, längst ausgedientes Horn hineingeblasen, das so gräßliche Töne von sich gab, daß ein paar Ziegen in hellem Schreck über die umherliegenden Steinblöcke setzten.

Der Landesfürst aber hatte dem eifrig darauf losblasenden Buben unter herzlichem Lachen auf die Schulter geklopft; dieser war jedoch von seiner Hirtenpflicht so durchdrungen, daß er es selbst in diesem Augenblick nicht wagte, sich von seiner Herde weg und dem Fürsten zuzuwenden; erst als der Zug den kleinen Vorhügel bestieg, auf dessen Mitte das Kirchlein prangte, erlaubte er sich, dem Fürstenpaar nachzusehen.

„So, Buble, hast dein' Sach' brav gemacht,“ hatte der Bürgermeister nach der Abfahrt der Herrschaften zu ihm gesagt, „sollst auch eine große Schüssel Kaffee haben, heut' abend für die Ehr', die dir widerfahren ist.“

Oben an diese Ehre dachte er des Morgens beim Erwachen, die war's, die ihm zu schaffen machte.

Alein die Großmutter weckte ihn ziemlich unsanft aus seinen Betrachtungen: „Was ist mit dir?“ rief sie unter der Rüdenthüre, „noch nit' geschehe? — kein Feuer brennt, kein Wasser geholt, — was hast denn heut, Bube?“

„Ich hab' halt jetzt an andre Sache zu denke,“ sagte er.

„Oh um's Himmels willen, an was auch?“ fragte die Alte und stopfte eine Handvoll Meisig in den

Herd. „An was? wie könne Ihr auch so dumm frage, — hab' ich's Euch nit gesagt, daß mich der Landsvater auf d' Schulter klopf hat? jetzt weiß ich viele, mit dene ich mich nimmer g'mein mach', und Ihr könnt Gott danke, daß Ihr so was Feins im Haus habt.“

„Warum nit gar,“ meinte sie, „wege selbem zahlt die Gemeind' noch kein Brösele mehr für dich.“ Der Bub erklärte: „Ihr seid halt wie der heilig' Thomas, der auch nie nix 'glaubt hat, — aber wartet nur.“

Droben im Berg bei seinem Vieh dachte er über den Fall nach und kam zu der Ansicht, daß man einen wie ihn nicht länger wie einen armen Teufel herum essen lassen dürfe, und wenn die Bauern nicht selbst darauf kamen, so war's an ihm, es ihnen zu sagen.

Gleich beim nächsten Mittagessen nahm er die Gelegenheit wahr, mit seinen Ansichten herauszurücken. Der Bauer, bei dem er aß, hatte sich den ganzen Teller mit Speckschnitten beladen, und der Bub bekam das Kraut, wie immer. Der Hirt, der sich sonst nicht gemüßt bei Tisch, erhob mit einemmal die Stimme: „Ja ja, so geht's auf der Welt, mich hat der Landsvater auf d' Schulter klopf, und Ihr habt den Speck, aber die Ehr' ist mehr wert, und drum frag' ich den Dreck nach Euren Speck.“

Dem Bauern blieb der Bissen fast im Hals stecken: „Du Bettelhub!“ fuhr er auf und hob die Hand zum Schlag.

„Halte,“ rief der Bub und duckte sich unter den Tisch, „mir ist mein Buckel jetzt viel zu nobel, als daß ich mir von jedem drauf 'rum trommeln lass', — ich g'spür's noch, wie mich der Landsvater tätschelt hat, und drum gebe mir lieber ein Stückle Speck, Bäuerin, denn jez bin ich's wert.“

„Herr Jeses, hat der Bub auf eimal ein Maul,“ sagte sie und legte ihm schleunigst ein Stück Speck auf den Teller.

Am Sonntag aß der Hirt bei seinem Pfleger, dem Gemeinderat; der hatte ein süßiges Weinle neben sich stehen, dem er eifrig zusprach, und der ihm die Nase mit dem schönsten Karmin färbte. Zu unterst am Tisch saß der Bub und wartete wie immer, bis sich der Bauer und die Bäuerin, die Kinder und der

Knecht satt gegessen und man ihm den Rest der Mahlzeit zuschob. Aber die alte Demut und Geduld war ihm abhanden gekommen, er fing an auf dem Tisch zu trommeln und fragte ganz koch: „He, wird's bald?“

„Oho, Büble, was soll denn das heiße?“ fragte der Bauer, „der Nachbar hat schon Klage' geführt über dich, es sei kein Auskommen mehr mit dir, was ist dir denn auf einmal in den Kopf gestiege, he?“

„Der Wein nit,“ gab der Bub zur Antwort, „aber 's thät' sich gewiß schicke, wenn ich auch emal ein Gläsle auf dem Landsvater sein Wohl trinke thät', für die groß' Ehr', weil er mich auf d' Schulter klopf hat.“

Der Bauer lachte laut auf: „Geh her, geh in Gottes Name her, 's soll nit heiße, daß ich mich verwehrt hab', wenn du den Landsvater lebe lasse willst; 's kommt mir auf ein Schlückle nit an.“

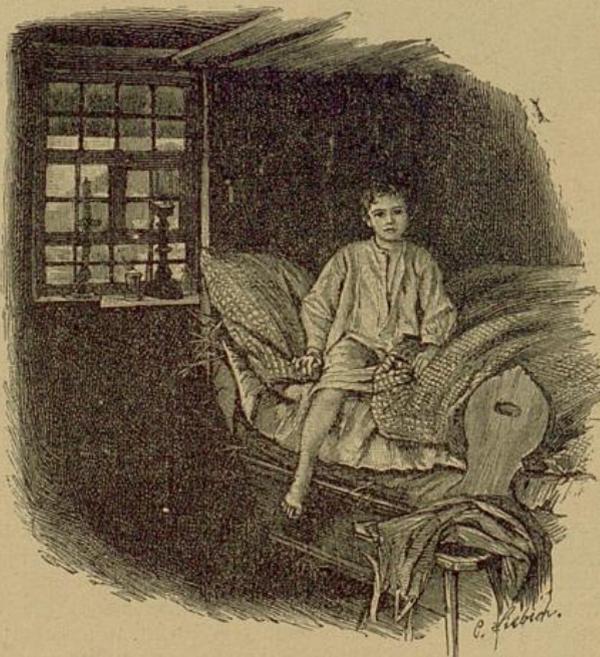
Er hielt dem Hirten sein volles Glas hin, der's ansetzte und austrank, eh sich's der Bauer versah.

„Großmutter,“ sagte der Bub des Abends zwischen Thür und Angel stehend, denn in die blankgescheuerte Stube durfte er nicht, „Großmutter, jez werd'et ihr sehe, jez wird's bald 'rum sein, daß ich berüht bin.“

„O Bub,“ seufzte sie, „was hilst's, wenn dir's nix einträgt, die Mittel sind die Hauptsach' in der Welt, die Ehr' kommt erst hintenach.“

Allein in der That, die bisher so unbeachtete Existenz der Gemeindewaise machte den Bauern plötzlich zu schaffen; keiner wollte den vorlauten Buben mehr am Tisch haben. Nun wußten sie längst, daß von den Behörden das Herumessen der Gemeindewaisen nicht mehr gern gesehen wurde, und es bereits da und dort eingeführt war, die Kinder bei einer Familie in Kost und Logis zu geben. Man hatte jedoch seither die Ausgabe gescheut und lieber ein bißchen Essen hergegeben als die paar Mark jährlichen Kostgeldes.

So kam's, daß die Großmutter eines Tages zum Bürgermeister gerufen wurde, bei dem sie leichenbläß und an allen Gliedern zitternd eintrat. Sie war fest davon überzeugt, irgend eines schweren Verbrechens angeklagt zu sein, von dem sie zwar nichts



Was ging ihm aber auch alles im Kopf herum!

wufte, heulte und schluchzte aber auf das jämmerlichste darauf los und beteuerte ihre Unschuld bei allen Heiligen des Himmels. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie endlich verstand, was der Bürgermeister von ihr wollte, — nämlich, ob sie gewillt sei, für ein Monatsgeld von vier Mark den Hirten ganz bei sich zu verköstigen. Es dünkte ihr ein Vermögen, und so war ihr und dem Buben geholfen.

Er aber vergaß der Ursache seines jetzt so viel menschenwürdigeren Daseins nicht, drum als der Sommer 96 herankam und allerwegen im Land von nichts anderem die Rede war, als von des Landesfürsten siebzigstem Geburtstag, da nahm sich der Bub vor, ein Freudenfeuer anzuzünden, so groß und herrlich wie nie eines im Thal gesehen worden war. Fast drei Stunden hatte er zu steigen bis zum Gipfel des felsigen Niesen, der sich kahl und spitz aus den dunkelbewaldeten Nebbergen erhob. Das ganze Albthal ließ sich von da oben übersehen mit seinen Dörfern, hellblinkenden Bächen und spitzen Kirchtürmlein; St. Blasens runde Dombügel aber ragte mächtig aus dem Schwarz der Tannen und dahinter stieg der Feldberg auf.

Indes der Bub sah von alledem nichts; ihm lag nur eins im Sinn: im Schweife seines Angesichts schleppte er das Holz herbei für sein Freudenfeuer und brachte jeden Sonntag da oben zu, ob es regnete oder die Sonne schien.

Eines Abends berichtete er der Alten: „Jetzt geht mir mein Holzhaus schon hoch über den Kopf, und wir sind erst im Juli, gebt acht, wenn der Landsvater mein Bergfeuer sieht, wird er gleich herkomme und sage: Das war 's allerhöchste, und der Bürgermeister wird's ihm sage: 's ist im Hirt seins. Glaubt Ihr, er kennt mich noch?“

„Oh auch, Buble,“ rief die Großmutter aus, „weißt denn nit, sie bleibe ja nur den Juli in St. Blasi, im September sind sie schon lang wieder 's Karlsruh.“

„O Ihr,“ fuhr der Bub auf, „jetz freut mich mein ganzes Bergfeuer nimmer, und Ihr sind schuld.“

Sie lachte und kochte die Abendsuppe, die der Bub zum erstenmal ohne allen Genuß verschlang.

„He, he,“ fuhr die Alte ihn nach einer Weile an, „soll ich vielleicht 's Sach' aufwäsche heut?“

Er nahm den Suppentopf und die zwei Zinnlöffel und ging verdrossen damit zum Brunnen. Nach einer Weile kam er wieder herein, aber mit einem ganz anderen Gesicht.

„Großmutter,“ sagte er, sich dicht vor sie hinstellend, „ich hol' Euch zehn Woche nacheinander alle Tag ein Körble Kräuter, wenn Ihr mir Euer Feder gebt und ein Briefle nach St. Blasien mitnehmt, daß ich keine Mark kaufe brauch.“

„Ja, Bub, an wen willst denn du um's Gotts wille schreibe?“

„An den Landsvater wegerm Bergfeuer; für die Bauere hab' ich das viel Holz nit zusammengetrage; wollt Ihr mein Briefle ins Kurhaus bringe oder wollt Ihr nit, Großmutter?“

Sie überlegte: alle Tage ein Körblein Kräuter, das war ihr sehr verlockend, — warum sollte sie dem Buben den Wunsch abschlagen, — sie konnte ja den Brief ruhig in den Bach werfen, der sagte es nicht weiter.

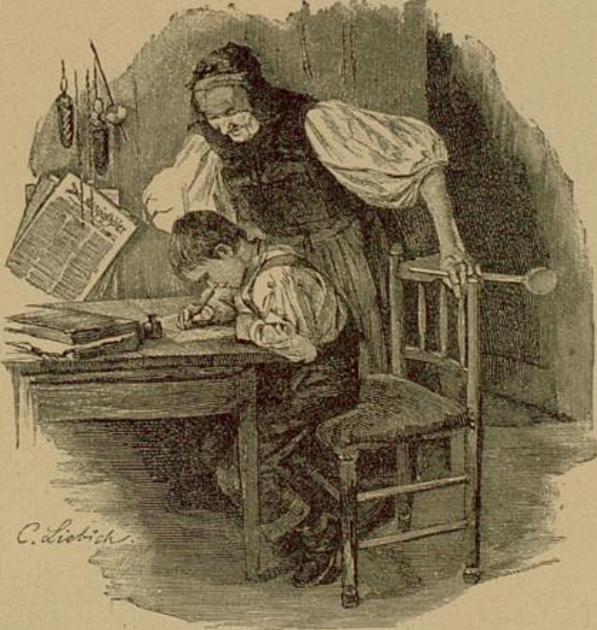
„Nun ja denn,“ meinte sie, als der Hirt von neuem in sie drang, „so schreib in Gottes Name, ich nehm' dein Briefle mit.“

Er machte sich sofort ans Werk, indem er seinen Schulsack herbeiholte und den Tisch ans Fenster rückte. Die Alte kam mit der Feder und blieb dann hinter dem Buben stehen, die Arme in die Seiten gestemmt und mit dem ganzen

Gesicht lachend, während er dem heiligsten Eifer begann:

„Lieber Herr Großherzog von Gottesgnaden.

Ich und im Dorf ist alles Gesund. gott Lob. Auch mit dem Vieh habe ich mehr Glück. Im letzten Sommer ging es mir Schlimm. Es ist ein kleines Kalb das Beste davon das kam mir zwischen zwei Baumwurzeln mit dem Fuß dazwischen und weil es wieder heraus wollte brach es sich den Fuß und zwar so Gewaltig daß in folge das Schnelle schlachten hat sein müssen. Auch bitte ich Ihnen um Verzeihung daß ich auf eine Seite vom Schulheft schreibe, die ich herausgerissen habe und nicht mit der Post geschrieben. Aber die Großmutter ist so gut und nimmt Ihr gott Lob mit.



C. Lüdtich

„Lieber Herr Großherzog von Gottesgnaden.“

Lieber Herr Großherzog ich habe Ihnen nur sagen wollen damit Sie es gleich wissen wenn am nächsten Sonntagabends 9 ein herrliches Berg Feuer brennt. Ich bin's. Es ist für den Geburtstag. Nur ein wenig zu früh. Aber das macht nichts. Ich bitte Ihnen es als eine große Freude anzusehen, die ich Ihnen habe Allein machen wollen. Nicht für die gewöhnlichen Leut im Thal, für die habe ich das viele Holz nicht geschleibt. Es wird ein noch nie dagewestes Berg Feuer sein denn es hat mir große Strappazien gemacht. Auch liegt mir nichts daran was der Bürgermeister sagt, wenn nur Sie wissen warum. Lieber Herr Großherzog, ich bitte Ihnen um Verzeihung wenn ich jetzt Kleiner schreibe. Es ist kein Platz mehr. Bleiben Sie gesund. Und haben Sie keine angst ich werde auch am 9. Septem. ein Berg Feuer machen. Aber nicht so groß. Ich und Alle im Dorf werde mich sehr freuen Ihnen wieder Einmal zu sehen. In jede Kutschke werde ich schauen. Es grüßt Ihnen Vielmal  
Ihr Dankschuldiger  
Hirt.

Es geht mir jetzt recht gut bei der Großmutter, denn sie war Köschin in Freiburg beim Bäcker Schmied drum kann sie's. Noch viele Grüße an die liebe Frau Großherzogin und sie sollen Alle zwei Gesund bleiben. Jetzt muß ich aber Schließen denn es nimmt Alles ein End auch Ich."

### „Und er sah sie fortgerissen, Spielen in der Wellen Canz!“

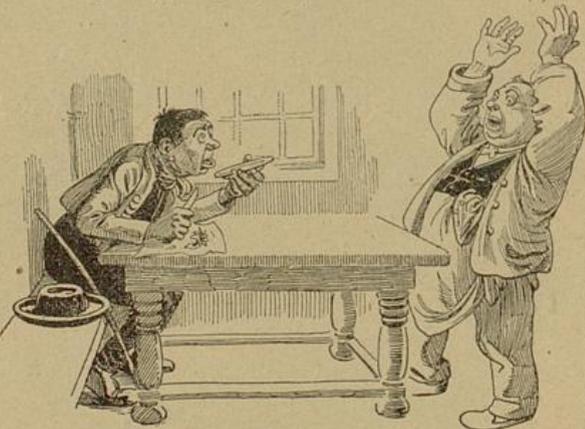
Schiller.

In einem Städtchen im Neckarthal — es ist heffisch — steht ein Wirtshaus, das trotz seinem vornehmen Schilde „Zum Fürstenauer Hof“ ein recht braves Haus ist, für vornehme und geringe Leute, und im heißen Sommer ist es stark besucht von „Luftschnappern“ aus Darmstadt und Frankfurt. Der Hinkende kehrt gerne dort ein, und nicht allein wegen der großen heffischen Schoppen, die leider nur noch zu den angenehmen Erinnerungen gehören, sondern sonst auch, und weil Herr Berthold ein netter, jovialer Mann ist, der seine guten Speisen und Getränke mit einem gefalzenen Spätlein zu würzen versteht, und wenn es sein muß, auch mit einem gepfefferten.

Ein solches gepfeffertes Spätlein hat der Hinkende

selbst mit angesehen. Nämlich außer von den vornehmen „Luftschnappern“ wird sein Gasthaus auch noch von andern Sommergästen stark besucht, die ihm weniger angenehm sind: ordinäres Volk, das im „Fürstenauer Hofe“ nur schmarrt und nicht bezahlt — die Siubensfliegen. Für diese Gäste hat er eine besondere Suppe bereitet: Milch, die er der bessern Verdauung wegen mit gestoßenem Pfeffer würzt und die er den geflügelten Schmarrkern in gastfreundschaftlicher Weise an verschiedenen Plätzen seiner Gaststube zur freien Verfügung stellt.

Kommt eines Tages Herr Berthold in die Wirtstube und sieht zu seinem maßlosen Erstaunen, wie ein Odenwälder Bäuerlein einen Teller mit der gepfefferten Fliegen Suppe vor sich stehen hat und den Rest einer Blutwurst, die nach dem noch vorhandenen dicken Wurstzipfel zu schließen von bedeutenden Dimensionen gewesen sein mußte, in der Pfefferbrühe tunkt und mit großem Behagen in seinen breiten Mund schiebt. „Wart nur,“ dachte Herr Berthold, „ich will dir's eintränken, meinen armen Fliegen ihr bißchen Suppe wegzueßen.“



„Esel, Unglücksmensch! Hannes, was hast du gemacht?“

„Schmeck's, Hannes?“

„Wohl, wohl, Herr Berthold,“ erwiderte der Bauer und ließ auch den Wurstzipfel in seinem Munde verschwinden. „An erst die Soof! Ah!“ und er setzte den Teller an den Mund und schwenkte mit dem Rest der Fliegen Suppe den Wurstzipfel hinunter.

„Soofe?!“ rief der Wirt und schlug in gut gespielter Entsetzen die Hände zusammen: „Esel, Unglücksmensch! Hannes, was hast du gemacht?! Ich glaube gar, du hast einen Teller voll Muckengift gegessen?“

„Muckengift?“ erwiderte Hannes mit einem ungläubigen Gesichte, „ich g'spür nir's hat mer g'schmeckt. Ich hab' g'meint, es sei e Pfeffersoof. E bissel brenne thut mer's im Hals!“

„So brennt dich's schon? Es wird dich gleich auch in Leib brennen! Arsenik! Kerl, du bist kaput, wenn du nicht augenblicklich ein Brechmittel einnimmst.“

Ein Brechmittel? Das wollte dem Hannes gar nicht behagen, denn das wurde ihm fürchtbar klar, daß ein Brechmittel ihn nicht allein von der Fliegensoofe befreien, sondern daß es auch der Blutwurst an den Krage gehen werde, die ihm eben noch so gut geschmeckt, und für die er zwanzig Pfennig bezahlt hat.

„So e bissel Arsenik wird mer nir schade, mer giebt's ja de Gäul au zu fresse,“ meinte der arme Hannes kleinlaut. „Thut's e Schnaps net auch?“

„Ein Schnaps? Hannes, Unglücklicher, bist du denn verrückt? Doch da kommt der Herr Doktor und der Herr Oberförster. — Meine Herren,“ sagte Herr Berthold und der Schelm zuckte ihm um den Mundwinkel, „Sie kommen gerade recht! Dieser Mensch da hat mir einen ganzen Keller voll Fliegengift ausgehossen und weigert sich nun, ein Brechmittel zu nehmen.“

„Aber die Vorsicht, und die Unkosten!“ jammerte der Hannes.

Die beiden Herren, die gekommen waren, ihren Nachmittagskaffee zu trinken, kannten sehr gut die Eigenschaft des Berthold'schen Fliegengiftes, die wohl geeignet war, eine Mücke, aber keinen Odenwälder Bauern umzubringen, und waren keine Spielverderber, wenn Freund Berthold einen seiner gepfefferten Späße losließ.

„Die Apotheke bezahle ich,“ sagte der Herr Oberförster in großmütiger Laune.

„Und ich thue es umsonst!“ sagte der Doktor, und riß ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche. Und dem Oberförster flüsterte er zu: „Es wird ohnedies nichts schaden, so einen Bauernmagen einmal tüchtig auszureinigen, und Berthold hat ganz recht, der Keul muß bestraft werden für seine Gefräßigkeit.“

„Da ist das Rezept! Und nun marsch, fort in die Apotheke, ehe es zu spät ist!“

Dem Hannes wurde angst und bang bei diesen Vorbereitungen zu seiner Rettung, zumal ihn auch der Pfeffer tüchtig anfang im Halse zu brennen. Willenlos ließ er sich hinunterführen in den Grasgarten, um dort dem durchfließenden Forellenbache sein Opfer darzubringen.

„Hier sind die Pulver!“ rief der Hausknecht, der atemlos herbeirannte.

Hannes warf einen bedenklichen Blick auf die drei umfangreichen Pakete: „Ach Gott, ach Gott! I werd doch nei ins Gras beiße müsse?“

„Schluck, Hannes, oder du mußt beißen!“ rief Herr Berthold.

Hannes schnitt eine fürchterliche Grimasse und schluckte das eine in eine ungeheure Oblate eingewickelte Pulver hinunter.

Doch die Wirkung blieb aus und die Blutwurst triumphierte.

„Das ist keine Portion für einen Odenwälder Bauernmagen. Rasch, noch eins hinunter,“ rief der Doktor.

Jetzt aber begann es in dem Hannes zu rumoren wie in einem Vulkane unmittelbar vor dem Ausbruch: der Pfeffer, die Wurst und das Pulver kämpften einen erbitterten Kampf, keines wollte weichen, und lange blieb es unentschieden, ob der Apotheker oder der Würstler den Sieg davontragen werde. Schon wollte der Doktor mit einem dritten Pulver vorgehen, da triumphierte endlich der Apotheker, und die Feinde mußten sich übergeben, — Gott Neptun hatte seine Beute.

„Hannes,“ sagte Herr Berthold teilnehmend, „wie ist dir jetzt?“

Großer Volkskalender für 1897.

Hannes aber starrte schweigend in das Bächlein, das seine wiedererstandene Blutwurst dem nahen Jatzbach zutrug:

„Und er sah sie fortgerissen,

„Treiben in der Wellen Tanz,“

und eine Thräne stieg ihm ins Auge. Dann seufzte er tief und sagte: „'s isch nor schad' um die Vorsicht!“

## Das Geheimniß der Postille.

Lebensbild von M. R.



ieder so spät und das Mädel noch nicht da. Es ist heute auf die jungen Leute doch kein Verlaß!“ So sprach die alte Frau Heinze vor sich hin, während sie mit der runzeligen, gichtgekrümmten Hand die angelaufenen Fenster Scheiben abwischte und in das Dunkel

des Februarabends hinaus spähte. Die Alte bewohnte die kleine, niedrige Wohnung im Seitengebäude der Villa, welche dem Hofrat Bär gehörte, in dessen Diensten der verstorbene Ehemann als Kutscher gestanden hatte. Manches Jahr war seitdem verfloßen, — die gute Alte hatte ihr Kreuz redlich getragen. Aber sie hatte noch soviel gehabt, daß sie das Kind ihrer verstorbenen Schwester in der Furcht Gottes erziehen konnte. Lotte war eine geschickte Plätterin geworden und verdiente hübsches Geld, von dem ein Teil auf die Sparkasse wanderte. Leider hatte das Mädchen ihr Herz an einen jungen Menschen verschrenkt, der leichtsinnig und vergnügungssüchtig war und über schlechte Zeiten, lange Arbeitszeit und geringen Lohn klagte.

Draußen tobte der Tauwind, das Wetter war ungeschlagen, ein häßlicher kalter Regen schlug an die Fenster; die alte Frau ging fröstelnd an allen Gliedern zum Ofen, um neue Kohlen auf die Stut zu legen. Ihre alte Katze war ihr gefolgt und rieb sich schnurrend den Rücken am Knie der Alten, die vor dem Herdloche kauerte. Sie strich liebevoll mit der Hand über das Fell des Tieres, dann erhob sie sich, stellte zwei geblümte Tassen und Butter und Brot auf den Tisch, rückte die blecherne Kaffeekanne von der heißen Ofenplatte und setzte sich dann in den alten lederüberzogenen Sorgenstuhl, griff nach der auf der

Lehne des Sofas liegenden alten Hauspostille und fing an darin zu lesen. Eine wohlige Wärme und Stille war in dem kleinen Stübchen, einfache, alte gebiente Möbel, aber fest und dauerhaft, — das Bild der Sauberkeit. Das friedvolle, ehrliche, von schneeweißen Haaren umrahmte Gesicht der alten Frau wurde vom Lampenschimmer beleuchtet. Die alte Schwarzwälder Uhr hob aus und schlug neun. Die alte Frau sah auf, die Kasse neben ihr fuhr sich mit der Pfote über das Gesicht.

„Ei, Miez, du pudst dich ja noch! Da giebt es noch Besuch,“ und im Anschluß an ihre Worte tönten Schritte unter dem Fenster. Die Thür öffnete sich und Lotte, gefolgt von einem jungen Manne, trat ein.

„Guten Abend, Muhme Heinze!“

„Nur herein, Franz, und die Thür zu, damit es in der Stube nicht kalt wird!“ rief das junge Mädchen jenem zu.

„Gelt, Muhme, es ist heute spät geworden, aber du schiltst nicht! Ich mußte mit dem Franz ein Glas Bier trinken . . .“

Die alte Frau schüttelte mißbilligend den Kopf, schlug das Buch zu und holte den Kaffee aus dem Ofen. Sie goß die Tassen voll und bot dem jungen Manne, der ungeniert seine Cigarre rauchte, auch eine Tasse an. Lotte hatte sich rasch ihres Mantels und ihrer Kapotte entledigt und fuhr, vor dem Spiegel stehend, mit der Hand ordnend durch ihre Stirnlöcherchen.

„Nun, Lotte, ich dächte, es würde Zeit, daß du an den Tisch kämest; ich habe deinetwegen mit dem Kaffee gewartet.“

„Ach, du gute, liebe Muhme, nun wollen wir aber gleich trinken. Franz, wo hast du denn das Paket?“

„Ach, das habe ich gewiß im Schweizergarten liegen lassen.“

„O weh, Muhme, Franz hatte gefüllte Pfannkuchen gekauft . . .“

„Sieh, das kommt von dem langen Sitzen in der Restauration. Ich weiß nicht, Kinder,“ hob die alte Frau an, „wie ihr das mal in euerm Ehestande ausführen wollt. Du, Lotte, solltest vernünftiger sein und das Geld besser zu Kate halten; da wird es wohl mit dem Heiraten noch im weiten Felde bleiben.“

Das Mädchen schwieg und schaute verlegen auf den jungen Mann.

„Darán denken wir nicht, Muhme!“ entgegnete Franz herausfordernd, „im Gegenteil, wir sind heute abend einig geworden, sobald als möglich zu heiraten. Lotte soll nicht länger den Narren für die feinen Herrschaften machen, — wir heiraten zum März, verstehen Sie, Muhme!“

Die alte Frau hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt und das Strickzeug war ihr in den Schoß gesunken.

„Heiraten?“ kreischte Frau Heinze, „in diesem Alter? — ich war dreißig Jahre alt, als ich meinen seligen Mann heiratete, und habe meinen Becher Trübsal noch redlich leeren müssen. Und du, Lotte, wärst ins Waisenhaus gekommen, wenn ich nicht Mutterpflichten

an dir geübt hätte. Kinder, ich hätte es ja in der Ewigkeit zu verantworten, wenn ich euch beide unerfahrene Menschenkinder so ins Unglück rennen ließe.“

„Nun, Muhme, ich bin jung und verstehe mein Fach, und wir gehen großen Dingen entgegen. Es muß mehr verdient werden, die Zeit wird es lehren!“ betonte der junge Mann, seinen Platz verlassend.

„Die Thatsache steht fest, Muhme, Lotte und ich heiraten in vier Wochen. — Gute Nacht zusammen!“

Er ging. Die alte Frau erhob sich schmerzlich seufzend und verschloß die Flurthür. Dann nahm sie Holz hinter dem Ofen hervor und schnitzte kleine Späne zum Anbrennen für morgen früh. Das junge Mädchen hatte sich zu schaffen gemacht und vermied es, die Muhme anzusehen. Doch als sich jetzt die alte Frau wie gebrochen in ihren Stuhl fallen ließ, war es mit ihrer Fassung vorbei. Leise weinend legte sie ihr Gesicht an die Wange der Alten.

„Gute, liebe Muhme, du gehst mit mir, du sollst sehen, es wird alles gut. Franz ist von Herzen gut, nur etwas hitzig; aber es wird schon alles besser gehen, als du denkst. Wenn ich erst verheiratet bin, kann ich immer noch zuerhdienen, ohne daß es Franz merkt.“

„Kind, Kind!“ erwiderte Frau Heinze. „Ich fürchte, ich habe fehlgegriffen, daß ich dich nicht in einen rechtschaffenen Dienst that und dich plätten lernen ließ. Ihr seid zu früh selbständig, ihr jungen Leute, das ist es eben, warum mir bangt, wenn ich an eure Zukunft denke. Die Unzufriedenheit von Franz in seinem Berufe, die Aufreizung seitens gewissenloser Menschen, denen er nur zu willig Gehör schenkt. — Bei euren Ansprüchen an das Leben reicht der beste Verdienst nicht aus. Sieh, Lotte, du warst von jeher mein Augapfel, und diese von der Gicht gekrümmten Hände haben sich redlich bemüht, dir das Leben leicht zu machen, und jetzt, wo ich müde werde, an meinem Lebensabende, wo ich noch einige friedliche Jahre mit dir zu verleben gedachte, willst du mich verlassen?“

Die alte Frau brach in Thränen aus.

„Meine liebe Muhme,“ schluchzte Lotte, „wir bleiben zusammen, du gehst mit mir.“

„Mein Kind,“ sagte die Alte feierlich, „ich bleibe hier. In diesem Stübchen will ich, so Gott will, meine Augen schließen. Und manchmal ist es mir, als wäre der Zeitpunkt nicht mehr fern. Du aber, Lotte, versprich mir, deinen Ehestand mit Gott zu führen; und nun komm zur Ruh, Gott möge alles zum besten wenden!“

Der März war so mild und lieblich erschienen, die Schneeglöckchen und Krokus blühten im Freien und der dritte Sonntag war ein besonders klarer Sonnentag, als Franz mit seinem jungen Weibe zur Kirche fuhr. Zwar sollte es bei der Ceremonie auf dem Standesamte verbleiben, aber Lotte hatte mit Bitten und Thränen nicht nachgelassen, und so hatte er denn — wie er sagte — sich den Weibsleuten nochmals gefügt. — Lotte, im weißen Kaschmirkleide, mit dem Myrtenkranz im Haar, war eine reizende Braut

gewesen, und der Bräutigam hatte im schwarzen Anzug sein Ausgesehen. Nur Lotte hatte sich nach seinem Willen nicht als Nonne kleiden sollen. Frau Heinze hatte sich in alles gefügt; sie hatte Lotte, so gut es in ihren Kräften gestanden, mit gutem, festem Leinenzeug ausgestattet, während das Geld auf der Sparkasse für Anschaffung von Möbeln und Betten verwendet worden war. Freilich hatte die Muhme in schmerzlichem Erstaunen die Hände gefaltet, als sie zum erstenmale die Wohnung des jungen Paares betrat. Ein rotes Plüschsofa mit ebensolchen zwei großen Stühlen, eine sogenannte Garnitur, ein von der Decke bis fast zum Fußboden reichender Spiegel, ein großer Teppich — die alte Frau stand erstarrt —, das Schlafzimmer, ebenfalls der Neuzeit entsprechend eingerichtet, die Küche blinkend und prunkend, statt soliden tüchtigen Hausrats unnütze Tüdeleien. Sie glaubte sich in der Wohnung geirrt zu haben, allein ihre müden Füße sagten ihr redlich, daß sie die vier Treppen bis zu Lotte erstiegen hatte.

„Ach, Muhme, ich bin zu glücklich, Franz ist der beste Mann. Und habe ich es nicht reizend?“ rief Lotte aus.

„Kind, Kind!“ rief die Alte, noch atemlos vom Treppensiegen, „wie ist es möglich, euch so eine Einrichtung anzuschaffen? Das ist weit über euren Stand. Franz hätte sein Erspartes anders anlegen sollen als in solchem Luxus!“

Ersparnisse! — Ach die gute Alte ahnte nicht, daß Lottes Geld in einen Bazar gemandert war, dessen Besitzer noch eben eine so große Summe von den jungen Leuten zu fordern hatte.

Der Sommer verging, hin und wieder besuchte die junge Frau die Muhme. Franz kam selten, er hatte keine Zeit, das Wirtshaus war ihm lieber. Zu Hause aber wollte das Wirtschaftsgeld nicht reichen, da die Abzahlung im Bazar einen Teil des Verdienstes verzehrte. Das weiße Brautkleid und der schwarze Anzug für Franz standen gleichfalls noch als Buchschuld und beides hatte auf dem Tanzboden sehr gelitten. Ach, die Muhme hatte wieder einmal recht gehabt, sie hätte das schwarze Kleid, welches ihr die gute Alte zur letzten Weihnachten geschenkt hatte, und worin sie mit ihr erst einmal zu Gottes Tische gegangen war, recht gut zur Trauung anziehen können. Der Spruch, welchen der Geistliche in die Traurede eingeflochten: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen!“ war Franz längst verhaßt geworden, er war unzufriedener denn je und tadelte täglich das Essen. Freilich kam es öfters vor, daß solches nicht das nötige Gewürz hatte, denn Lotte verträdelte viel Zeit, die Stirnlöcher mußten alle Tage gebrannt werden — und bei dieser Zeitvergeudung wurde auch das Geld verschwendet. Wie anders sah es bei ihrer Nachbarin aus, die bei fünf Personen am Tische mit ihrem Wirtschaftsgelde auskam! Aber deren Rat wollte sie nicht hören, und so kam es, daß es immer mehr zurück als vorwärts ging.

Der Herbst färbte das Laub der Bäume gelblich. Lotte hatte sich wieder einmal eines schönen Tages auf den Weg gemacht, die Muhme zu besuchen. Die junge Frau saß der Alten gegenüber im heimlichen Stübchen; ach wie verfallen sah die Muhme aus! Die Thränen stiegen Lotten ins Auge.

„Bist du auch ganz wohl, liebe Muhme?“

„Ich, Kind, wie man wird, wenn man über siebzig ist, die Kräfte nehmen ab; nun, ich denke, bereit zu sein, wenn unser Herrgott ruft. Aber du, Lotte, wie steht es mit dir; warum seid ihr, du und Franz, so lange, lange nicht Sonntags bei mir gewesen?“

Die junge Frau beugte sich über ihr Strickzeug und nahm eine heruntergefallene Masche auf.

„Ich, du weißt ja, liebe Muhme, Franz geht gern außerhau, ich mußte immer mit, und in der Woche, die Tage werden schon so kurz, ich habe wenig Zeit — — Franz — —“

„Ich weiß schon, Lotte, ihr seid fast jeden Abend in öffentlichen Lokalen, und wenn es auch wirklich nicht viel kostet, so geht doch der Geist des Friedens und der Häuslichkeit weg, und wo das ist, da tritt der langsame Verfall, der Ruin ein. Glaube mir, Kind, ich blicke auf ein langes, arbeitsames Leben zurück, und in meiner kurzen, glücklichen Ehe hat das Wort — sie deutete mit der welken runzeligen Hand auf den an der Wand hängenden Haussegen — „Bete und arbeite!“ stets oben gestanden, und ich kann dich nur herzlichst bitten, liebe Lotte, suche deinen Mann für diesen Wahrspruch zu gewinnen. Ihr seid auf schiefer Ebene, es geht langsam mit euch abwärts. Weine nicht, Kind, komm, lies nur aus dem Buche das „Gebet in Kümmernissen!“ Es hat mir oft Trost gebracht, wenn die Wogen der Trübsal mich überfluten wollten, und nun geh mit Gott, mein Kind, suche liebevoll auf deinen Mann einzuwirken, und du, Lotte, thue mehr wie deine Pflicht, lerne bedenken, daß nur der vor Armut geschützt ist, der mehr einnimmt, als er ausgiebt.“

Lotte blickte ihre Pflegemutter einen Augenblick prüfend an, dann berührte sie noch einmal deren Schulter, indem sie sagte: „Muhme, ich selbst geize für mich, aber Franz — sein ganzes Vergnügen ist die Bierbank, — dort findet er gleichgesinnte Kameraden, denen auch das Wirtshaus lieber ist als ihre Häuslichkeit!“

„Das ist schlimm, Lotte,“ bemerkte Frau Heinze, den Rand der blauen Schürze streichend. „Aber harre aus, durch Trübsal kommt der Christ zum Ziel — und du, das weiß ich, hast noch Gottesfurcht in dir, und wer diese hat, der befindet sich auf dem rechten Wege!“

Die Alte erhob sich, um noch einen Gang hinaus nach dem Hofe zu thun und zu sehen, ob der Hühnerstall gut verwahrt sei.

„Nun, gute Nacht, liebe Muhme!“ sagte Lotte, der alten Frau die knöchernen Hand drückend. „Wenn du meiner Hilfe bedarfst, so bin ich jederzeit schnell hier . . .“

Die Alte nickte leicht mit dem Kopfe, und beide trennten sich.

Franz kam an diesem Abend später als gewöhnlich nach Hause und in schwer zu beschreibendem Zustande, er hatte offenbar zu viel getrunken. Das vorgelegte Abendbrot war ihm zu einfach und er schob es trotzig zurück.

„Na, es wird Zeit, daß dem Hungerleben ein Ende gemacht wird. Ha, ha, sie sollen es schon fühlen, die Herren, der Streik ist vor der Thür, warte nur, der Neunstundentag ist in Sicht, wir wollen nicht länger Arbeitsflaven sein!“

„O Franz, ich bitte dich, thue nicht mit; sieh Müllers an, wie ruhig und zufrieden dieselben leben. Die Muhme hat recht, es giebt zu viele Leute, die nicht einmal wissen, warum sie streiken. Laß uns ein ruhiges, christliches Leben führen! Und nun, denke an unsere Schulden! Wenn wir mit der Abzahlung nicht einhalten können, wie soll es werden? Der Winter ist vor der Thür, und du weißt...“

„Höre auf mit deinem Gewinsel. Man merkt es gleich, wenn du bei der alten Bettschwester draußen gewesen bist, — und dem Mucker da drüben werde ich bei nächster Gelegenheit meine Meinung sagen, er soll mir nur kommen mit seinen Moralpredigten! Ich sage dir, wir müssen siegen — ha, ha, ich nicht mit streiken! Der erste bin ich bei der Sache. Wenn es nur erst losginge!“

Wir halten es aus, wir haben Millionen in unserer Kasse. Und du, das sage ich dir, geh mir nicht mehr zu dem scheinheiligen Paß da drüben, sonst sprechen wir uns. Lege dich zu Bett, ich gehe noch einmal fort, es gehen heute große Dinge vor sich!“

Brummend riß er den Hut vom Nagel und ging. Lotte war auf ihren Stuhl gesunken. Das also war ihre Ehe, ihr erträumtes Paradies! Darum hatte sie das beste, treueste Herz, das für sie auf dieser Welt schlug, so bitter getränkt! — O wie wahr, wie prophetisch hatte ihr die alte Muhme das Leben geschildert! Kamen nicht schon Sorgen und Not von allen Seiten an sie heran? Doch zugleich mit der

innern Einkehr in sich selbst kam der feste Entschluß, ein neues Leben zu beginnen, zu versuchen, mit Gottes Hilfe größeres Unheil aufzuhalten. — Sie ging zur Ruhe und neckte ihr Kopfsissen mit Thränen.

Der Streik war erklärt; täglich zogen Haufen verblendeter Menschen hinaus auf die Dörfer. Frauen und junge Mädchen beteiligten sich an diesen Ausflügen und stellten sich mit unter die besondere Wachsamkeit der Polizeiorane. Einer der größten Wähler aber war Franz Nothe, der durch gewandte Neben

sich die Zuneigung aller seiner Kollegen erworben hatte. Nur daheim bei dem schwachen Weibe war er machtlos; Lotte wollte von diesem tollen Treiben nichts wissen. Ihr einziger Gang war zu ihrer Muhme, und gestärkt und getrostet verließ sie stets das Stübchen der Alten. Eines Tages aber kam der Bruch, der Inhaber des Bazars hatte das ganze Meublement wieder hinweggeholt, und der Hauswirt kündigte das Logis. Er hatte sich auch erbotten, den restierenden Mietzins zu erlassen, wenn Nothe die Wohnung sogleich räume. Lotte war gewissermaßen erfreut über diese schnelle Änderung ihrer Lage und zufrieden.

Dabei aber fand sie überall Mitleid, denn die Leute wußten es ja, daß ihr Ehemann der schuldige



Brummend riß er den Hut vom Nagel und ging.

Teil an jener häuslichen Zerrüttung war und das schwache Weib es oft versucht hatte, denselben von seinen Irrwegen abzubringen.

Es war in der zweiten Woche des Dezember, eine ungemütliche, naßkalte, regnerische Bitterung herrschte schon den ganzen Monat.

Lotte saß in ihrer kleinen Küche und nähte eifrig Schürzen; ein spärliches Feuer brannte nur im Ofen, — ach, sie waren so teuer, die Kohlen — alles so teuer, daß die Mittel nur für das Nötigste ausreichten. Ein Klingeln an der Thür nötigte sie von ihrem Plase, ein kleiner Knabe stand draußen. Es war der Sohn einer Höterin, die mit der Muhme befreundet war.

„Einen Gruß von Mutter, und Frau Nothe möchte doch zur Ruhme kommen, sie sei schon seit vorgestern krank. Es würde gut sein, wenn die Kranke für die nächste Nacht jemand bei sich hätte!“ bestellte der Kleine.

„Ich komme sogleich,“ sagte Lotte, indem sie dem Knaben folgte, um bei der Nachbarin zu bestellen, daß Franz, wenn er nach Hause komme, sich zur Ruhme begeben möge, um sich mit ihr zu versöhnen. Dann eilte sie hinaus in das nächtliche Wetter, der Wohnung der Kranken zu. Leise öffnete sie die Thür; Frau Meyer, ebenfalls eine arme Witwe, die auf ihrer Hände Arbeit angewiesen war, bereitete gerade eine Tasse Thee für die Patientin. Lotte drückte der guten, hilfreichen Frau die Hand und trat sodann ans Krankenbett. Schwer atmend lag die alte versallene Gestalt in den Kissen. Lotte unterdrückte mit Mühe ein Schluchzen und ergriff die sieberheiße Hand der Alten.

„Liebe Ruhme, ich bin es, deine Lotte!“

Mühsam öffnete Frau Heinze die Augen.

„Meine gute Tochter, bist du da? — Ach, Lotte, ich bin so krank, — meine nicht, — ich glaube, es ist das Ende. Bleibe bei mir, — laß mich nicht allein, — kommt dein Mann nicht?“

„Er kommt,“ schluchzte Lotte, „ich glaube es bestimmt,“ während sie auf einen Stuhl am Bette der Kranken sank und deren Hand in der ihrigen hielt.

„Frau Nothe,“ wandte sich die Meyer an Lotte, „ich will jetzt auf einige Stunden nach Hause gehen; sollte es schlimmer werden, so bin ich in der Nähe.“

„Gewiß, liebe Frau, — ich bleibe hier, ich gehe nicht wieder.“

Die Hölerin verließ mit einem leisen „Gute Nacht!“ das Stübchen, um nach ihrer Behauptung zurückzukehren, wo die beiden Kinder sich allein überlassen waren.

„Kann ich dir eine Erleichterung verschaffen, liebe Ruhme?“ fragte Lotte nach einer Weile leise.

„Nichts, nichts, mein Kind; ich bin glücklich, daß ich dich hier habe. — Wie das Leben wechselt, liebe Tochter. — Wie du jetzt an meinem Bette sitzt, so saß ich einst an deinem Bettchen, als du das Scharlachfieber hattest, wo ich dich zu verlieren wähnte. Du wolltest auch nichts weiter als mich haben — und wenn du mich sahst, war alles gut.“

„Bitte, liebe Ruhme, sprich nicht so viel, es regt dich auf.“

„O laß, Lotte, vielleicht ist es unser letztes Gespräch, — die Sorge um dich wacht an meinem Sterbebette! — Aber auch ich habe, wie alle Menschen, oft gefehlt und in meiner langen Wittenschaft habe ich keinen andern Tröster gehabt als dieses.“

Sie legte die abgemagerte Hand auf das vor ihr auf der Bettdecke liegende Buch, die alte Hauspostille.

„Und immer hat es mich wieder stark gemacht,“ fuhr sie fort. „Darum lasse ich dir es als einzigen Schatz, den ich dir hinterlassen kann; versprich mir, daß du dich nie von ihm trennen willst, — Lotte, höre — hier in meine Hand versprich es mir. Sie

werden nicht ausbleiben, die Stunden der Trübsal, für dich, und deshalb hinterlasse ich dir diesen Schatz, wofür du das Andenken deiner alten Ruhme segnen wirst.“

Lotte hatte ihren Kopf auf die Bettdecke gelegt, und krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren Körper. Die Hand der Greisin berührte jetzt leicht ihren Scheitel, — es war ein heiliger Augenblick eingetreten.

„Weine nicht so, mein Kind, mache mir das Scheiden nicht schwer! Wenn man die Siebzig im Rücken hat, hat das Sterben nichts Schreckliches mehr, und nun, Lotte, lebe in Frieden mit deinem Mann, — wir alle haben unsere Fehler. Vielleicht ist die Stunde nicht mehr fern, wo auch er zur Einkehr in sich selbst kommt! Und nun, Lotte, dort im ersten Kasten der Kommode liegt mein Sterbehemd, die Haube oben auf; Sorge, daß ich es im Tode anbekomme. Die Möbel sind alle dein, und die Wäsche; aber das Bett soll die Meyern haben, versprich es mir. Sie hat es sauer im Leben mit den Kindern.“

Die Kranke holte tief Atem, das halbgebrochen: Auge zur rauchgeschwärzten Holzdecke emporgerichtet.

„Lotte,“ sagte sie plötzlich mit schwächer gewordener Stimme, „dein Mann scheint nicht zu kommen, bringe ihm meinen letzten Segenswunsch, ich hoffe, daß Gott uns einst alle in seinem schönen Himmel wieder zusammenbringen wird! — Doch jetzt, laß mich noch ein wenig schlafen, es ist eine so sanfte Müdigkeit über mich gekommen.“

Mit einem gewissen Mut hatte Lotte ihr Weinen unterdrückt; die Kranke hatte die Augen geschlossen, und leiser und immer kühler umschlossen die Finger der Sterbenden ihre Hand. Ein seliger Frieden hatte sich über das Gesicht der Ruhme gebreitet, und als die alte Schwarzwälder Uhr zum zwölften Schloge ausshob, hatte das beste, trauerste Herz auf dieser Welt für Lotte aufgehört zu schlagen — die gute Ruhme war gestorben.

Am nächsten Morgen kam Lotte im Halbdunkel nach Hause, ihr Mann war erst eine Stunde vorher zu Bett gegangen, — die Versammlung im Wirtshause hatte ihn so lange vom Schlafengehen zurückgehalten.

„Nun, was macht die Ruhme?“ fragte er die Heimkehrende. „War es wirklich so nötig, daß du die Alte hüten mußtest.“

„Ja,“ sagte sie erschrocken, „sie ist zur Ruhe gegangen und läßt dich noch einmal herzlich grüßen.“

„Na, sie war ja alt genug,“ bemerkte er gleichgültig. „Hoffentlich hat sie etwas Ansehnliches für uns hinterlassen, und das ist ja die Hauptsache.“

Lotte seufzte; die Herzlosigkeit ihres Mannes ließ sie nicht mehr zu Worte kommen. Wußte sie ja, daß die Ruhme außer dem kleinen soliden Hausrat kein Vermögen besaß und ihr als Andenken die alte Postille verblieb.

Die alte Frau ruhte längst unter ihrem stillen Hügel; es war in der Weihnachtswoche, fünf Tage vor dem Feste, als Lotte glückliche Mutter wurde. Sie begrüßte den kleinen Weltbürger mit Thränen,

während der Vater das Kind kaum ansah und sich um beide wenig oder gar nicht kümmerte. Bleich und traurig saß Lotte am Weihnachtsabend in ihrer halbdunkeln Stube; ihr Geld war alle, sie selbst noch so schwach, das Kindchen schlief ruhig in seinem Bettchen. Franz war, wie gewöhnlich, auswärts.

Es klopfte, die Nachbarin brachte Lotten Kaffee und leichtes Gebäck. „So, liebe Frau Rothe, bleiben Sie ruhig sitzen; bei uns wird gleich der Baum angezündet; wenn die Bescherung vorüber ist, komme ich noch ein Stündchen zu Ihnen und bereite alles für die Nacht vor.“

Sie zündete die Lampe an und setzte sie auf den Tisch, legte neue Kohlen in den Ofen und schlüpfte dann freundlich zurück zur Thür hinaus. Draußen läuteten die Weihnachtsglocken — ach, wie anders hatten ihr dieselben vergangenes Jahr geklungen, wo noch die Ruhme ihr beschert hatte. Nur ein Jahr war verwechselt, aber es hatte aus dem Weltkinde ein ernstes, gereiftes Weib gemacht, und beim Erönen der feierlichen Klänge ward auch ihre Seele stille. — Friede auf Erden! —

Der Streif war zu Ende, die Streifenden hatten sich fügen müssen. Franz war arbeitslos geworden, seine Erbitterung kannte keine Grenzen, und Lotte hatte unjählich darunter zu leiden. Das Schicksal klagte er an für seine Thaten.

Die alte, von der Ruhme geerbte Postille hatte Lotte vor ihm verstecken müssen, er drohte, dieselbe ins Feuer zu werfen; er meinte, die alte scheinheilige Betschwester habe gewiß die Ersparnisse ihrem Pfaffen gegeben für wer weiß was für Stiftungen. Sie hätte ja jederzeit so gute Lehren zu geben verstanden darüber. Lotte schwieg zu alledem, aber mit blutendem Herzen mußte sie heimlich ein Stück nach dem andern von dem guten, derben Leinwandzeug der Ruhme verpfänden.

Die naßkalte Witterung der letzten Tage war plötzlich einem harten Froste gewichen. Lotte hatte, wenn auch nur spärlichen, aber doch festen Verdienst durch das Schürzennähen gefunden. Eines Abends, es war in der zehnten Stunde, klingelte es draußen. Zaghaft fragte Lotte, wer Einlaß begehre.

„Bitte, machen Sie auf,“ rief die gute Nachbarin. Lotte öffnete und die liebe Frau folgte ihr ins Zimmer.

„Erschrecken Sie nicht, Ihrem Manne ist ein kleiner Unfall passiert, er ist . . .“

„Tot,“ sagte Lotte mit geisterbleichem Gesichte, indem sie sich fest anhielt.

„Nein, ein kleiner Unfall. Ihr Mann hat nur einen bösen Fall gethan . . .“

Sobald kam der Verunglückte, den Kopf stark verbunden, zur Thür hereingewankt.

„Franz, Franz — um Gottes willen, mein lieber Mann . . .“

„Laß mich, Lotte,“ sagte er matt, „bringe mich zu Bett, mein Kopf . . .“ und bewußtlos sank er zusammen.

Wie eine Diakonissin bettete die Nachbarin den Hilflosen mit Beistand ihres Mannes, während Lotte,

unfähig eines Wortes, in thränenlosem Schmerz an seinem Bette saß. Der herbeigerufene Arzt konstatierte, daß der Kranke nicht ganz nüchtern sei und sich ein Loch in den Kopf geschlagen habe.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte der Doktor, „die Wunde wollen wir bald heilen, — nur befürchte ich, daß es ein Nervenfieber zur Folge haben kann.“

Und es kam. Furchtbare Tage und Nächte wachte Lotte am Bette des todtkranken Mannes. „Erhalte ihn mir, Gott!“ flehten ihre trockenen Lippen, während sie die Stirne des phantasierenden Patienten mit Eiskompressen bedeckte. Der Arzt betrachtete mit Mitleid das junge Weib und bewunderte dessen Ausdauer. Aber sie war nicht verlassen in ihrer Not, und endlich kam ein Tag, wo der Kranke, schwach und hilflos wie ein Kind, ihren Namen rief. Wie Lotte da am Bette niedersank und mit thränenüberströmtem Gesichte ihren Franz küßte! — Ach, das war das Zeichen einer kommenden schöneren Zeit. Sie wünschte ihn gesund zu sehen, und in dieser Hoffnung vergaß sie die Sorgen der Zukunft. Der Gott, der ihn ihr wiedergeschenkt, wird auch Mittel und Wege finden, um das tägliche Brot zu geben. Und er gab es — aus fremder Hand. Stärkender Wein, Nahrungsmittel und Geld kamen ins Haus, ohne daß die Bedürftigen den von Gott gesandten Geber kennen lernten.

Die Krankheit war gebrochen. Franz erholte sich, aber die Trübsal hatte ihn belehrt, er war gegen die Seinen liebevoll geworden.

Heute schien die Sonne so schön durchs Fenster, als ob es Frühling wäre; zwar draußen in der Natur war es noch Winter und der frischgefallene Schnee erinnerte nur zu lebhaft an den Wechsel alles Irdischen.

Franz lag auf dem alten Sofa der Ruhme, das an die Stelle des roten Plüschsofas getreten war.

„Ich möchte gern etwas lesen, liebe Lotte; hast du eine Zeitung da?“

„Ich nicht, aber die Nachbarnleute; ich will dir dieselbe borgen.“

„Ach nein, geh nicht fort, bleibe hier bei mir mit dem Jungen.“

„Ja, dann habe ich nichts, lieber Franz; — es sei denn, du wolltest in der Postille der Ruhme lesen,“ setzte sie schüchtern hinzu.

„Ich will darin lesen,“ sagte er fest; „gieb sie her!“

Wie eilte sie, ihm das liebe heilige Buch zu bringen, das sie einst vor ihm hatte verstecken müssen.

Er las, las immer weiter. „Sonderbar,“ sagte er; „hier ist ein Druckfehler darin; ich las eben das Gebet in Kümmernissen, und hier geht ein ganz anderer Wortlaut an, — Seite 60 und hier 63. Gieb mir doch einmal mein Federmesser; hier sind zwei Blätter zusammengeklebt. — Ja, was ist denn das, Lotte?“

Sprachlos starrte Lotte auf das alte Buch und ein gefaltetes Papier, welches in demselben lag. Franz öffnete es; zwei Tausendmarkscheine fielen ihm daraus entgegen, und auf dem Blatte hatten die zitterigen Hände der alten Heinze folgende Zeilen geschrieben:

„Meine liebe Lotte, wenn du dieses Geld findest, ist deine alte Ruhme nicht mehr am Leben. Ob ich recht handle, daß ich das Geld in das alte Gebetbuch klebe, weiß ich nicht; doch bleibt mir keine Zeit mehr, anders für dich zu sorgen. Ich wünsche, daß du dasselbe in der rechten Not erhältst; — denn erst dann betet der Mensch, wenn es ihm an Hilfe gebricht. Siehe, ich lege die Scheine, an denen ich mein ganzes Leben hindurch gespart habe, für dich, Lotte, auf das schöne Bibelwort: Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Und so möge Gott geben, daß ich dich mit diesem Notspennig erfreue. Deine Ruhme Luise Heinze.“

Tief ergriffen hielt Lotte sein schluchzendes Weib umschlungen. „Ja, Lotte, ich will meine Augen aufheben mit dir; wir wollen ein neues Leben beginnen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß es nicht weiter so fort gehen kann und ich denke, mit Gott wird's am besten gehen.“

Das Glück war jetzt ebenso reichlich in das Haus eingezogen wie zuvor das selbst bereitete Mißgeschick. Franz erhielt sehr lohnende Arbeit und wurde von Stund an ein rechtschaffener, braver Mann. Das Erbe aus der Postille kam nach der Sparfasse und bald waren auch alle Schulden gedeckt. Der Erblasserin aber hat das junge Ehepaar ein schönes Marmorkreuz als

Zeichen der Dankbarkeit auf das Grab gesetzt, und Frieden und Segen wohnten von nun an in ihrer Häuslichkeit.

**Ein ungeistlicher Rat, aber er hilft.**  
1.

„Guten Tag, Herr Pfarrer.“  
„Schön Dank, Biedermännin.“  
„Ich hätt' eine Angelegenheit.“  
„Was ist's?“  
„Ich soll ihn heiraten.“  
„Wer will's denn haben?“  
„Der Bürgermeister leid't's nimmer anders.“

„Lang genug ist's her, daß Ihr mit- und voneinander lebt.“

„Mehr als fünfundzwanzig Jahr!“  
„Da könntet Ihr Eure grüne und silberne Hochzeit miteinander feiern; habt auch alle zwei schon weiße Haar' genug und weise könntet Ihr auch sein.“

„Ach ja! Und wir müssen jetzt dran.“  
„Wollt Ihr denn auch?“

„Er wollt' schon, aber ich . . . . Ich krieg's dann böß; ich kann ihm dann nicht mehr davonlaufen, und nachher hab' ich's verloren. Taub hat er mich schon geschlagen, dann kratzt er mir auch noch die Augen aus und haut mich krumm und lahm, wenn er einmal zuviel hat.“

„Dann müßt Ihr's eben lassen.“

„Ja aber . . . ich kann's doch auch nicht übers Herz bringen, wenn er seine Ordnung nicht hat und am Sonntag kein sauber Hemd.“

„Da heißt's eben entweder oder: entweder zusammengehen oder auseinander; ein drittes giebt's nicht. Der Bürgermeister leidet's nicht und die gute Sitte auch nicht. Was wollt Ihr denn?“

„Ich hätt' halt Ihren Rat gewollt, Herr Pfarrer.“

„Rat? Da ist guter Rat teuer. Den besten Rat müßt und könnt Ihr Euch selber geben: Ihr kennt ihn und Euch am besten, und wie 's Zusammenleben und 's Alleinleben thut, wißt Ihr ja auch. Also müßt Ihr selber

Euch raten.“

„Ja, ich weiß zum voraus, was ich thu', 's wird mich gereuen!“  
„Also.“  
„So muß ich halt in den sauern Apfel beißen.“  
„Aus dem Paradies wird's Euch nicht treiben.“  
„Nein, das nicht mehr. — Da sind meine Papiere.“  
„Was, Ihr waret schon mit ihm verlobt und ausgerufen?“  
„Ja, 's ist nichts draus geworden.“  
„Schon vor dreißig Jahren!“  
„Ist's schon so lang her? — So. Ja, seit dreißig Jahren sind wir nie einig geworden.“



„Ja, was ist denn das, Lotte?“

„Nun, auch der Dreißigjährige Krieg hat schließlich einen Frieden gehabt. Also schließt einen Frieden im Münster.“

„Also rufen Sie uns in Gottes Namen aus. Ins drei Teufels Namen sind wir oft schon ausgerufen worden. Hoffentlich hilft's was.“

„Wollen's hoffen.“

„Adjes, Herr Pfarrer.“

„Adjes, Biedermännin.“

Es war zwar keine Biedermännin, nein, aber auch keine Bittermännin, wie's die Leute hier zu Land aussprechen.

Eine tüchtige Wäscherin, sauber im Anzug und im Haus ehrlich und aufrichtig und roh auch nicht. Das ist schon eine ganze Summe guter Eigenschaften, mit denen man bei mancher und manchem zufrieden wäre.

Der Pfarrer hatte sich oft gewundert, wie sie's mit dem kleinen ruppigen Kerl, dem Karl Rupp haben mochte. Aber die Liebe ist überhaupt ein Wunder, die wilde so gut wie die zahme. Nun, mochte sie jetzt auch ihre Wunder thun, wenn sie die zwei unauslösllich aneinander gefesselt hatte.

2.

Vierzehn Tage darauf war die Hochzeit. Die beiden alten Leute erschienen ehrbarlich im schwarzen Sonntagsanzug mit zwei Zeugen, eine Anzahl Neugieriger hielt der Kirchendiener draußen.

Die zwei Zeugen blieben in den Kirchenstühlen im Schiff des großen Münsters, die Brautleute standen im Chor vorm Altar, so daß der Pfarrer sozusagen mit ihnen allein war. Denn die Zeugen drunten konnten nur teilweise verstehen, was der Pfarrer sie hören lassen wollte; das waren die Gebete, die Trauformel und einige Mahnungen und Tröstungen für die beiden Brautleute und die Braut. Was er dem Bräutigam sagte, das geschah eigentlich unter vier Augen oder vielmehr unter vier Ohren, denn die taube Biedermännin verstand nichts davon. Aber es muß etwas sehr Ernstes und Bewegliches gewesen sein; denn der Rupp machte erst ein gar langes, dann ein gar feierliches und endlich ein sehr gerührtes Gesicht, wäh-

rend seine taube Ehehälfte erst stumpf, dann fast leichtsinnig munter aussah. Als endlich die entscheidende Frage kam, sagte der Bräutigam ein schluchzendes herzbrechendes „Ja!“ Die Braut schien die Frage nicht zu verstehen oder sich zu bestimnen, so daß ihr Geliebter ihr einen derben Rippenstoß mit dem linken Ellenbogen gab und sie ein leises „Ja“ stöhnte.

Am andern Tag kam die junge Ehefrau zum Pfarrer, brachte die Traugebühren und sagte ihm schönen Dank für die schöne Traured.

„Hat's Eindruck gemacht?“ fragte er.

„D's hat mich gelächert, wie ich gesehen habe, daß er Thränen vergossen hat, der Heuchler. Der und weinen!“

„Und hat's was geholfen?“

„Nun bis heut hat's noch nichts gegeben.“

„Also wollen wir weiter sehen.“

„Ja wir wollen sehen. Adjes, Herr Pfarrer.“

„Adjes, Frau Rupp.“

„Rupp? Bin ich nimmer die Biedermännin? Herr Pfarrer, ich bitt' Sie, lassen Sie mir meinen ehrlichen Namen.“

„Ich hab' gemeint, es freut Euch, auch einmal Frau Rupp zu heißen. Also Biedermännin, auf Wiedersehen!“

3.

Das Wiedersehen erfolgte nach vierzehn Tagen. Aber es war ein gar trauriges.

Kam dem Pfarrer da auf der Straße eine Frau entgegen, den Kopf in Binden gewickelt nach allen

Richtungen. Mit Mühe erkennt der Pfarrer in der Verwundeten die neulich getraute Ehefrau.

„Grüß Gott, Biedermännin, Ihr seid's? Aber wie seht Ihr aus!“

„Ja, sehen Sie's jetzt: Ich hab's ja zum voraus gesagt. Jetzt hab' ich's.“ Es klang nicht wie Klage, sondern wie eine Art Befriedigung, daß sie recht gehabt habe mit ihren Prophezeiungen und mit ihrem Sträuben gegen die Ehe.

„So hat er Euch zugerichtet?“ fragte der Pfarrer verwundert, „trotz der Thränen am Altar?“

„Ich hab's ja gesagt, — er ist ein Heuchler,“ wiederholte sie, als ob sie erfreut wäre, daß sie recht gehabt habe.



„Grüß Gott, Biedermännin, Ihr seid's? Aber wie seht Ihr aus!“

Der Pfarrer wurde nachdenklich. Er schaute die große, stattliche, handfeste Frau an und verglich damit den kleinen Knirps, der sie so zugerichtet hatte.

„Biedermännin,“ sagte er, „habt Ihr Euch nicht gewehrt gegen ihn?“

„Ich — gewehrt — gegen ihn?“ sagte die Frau, als ob der Pfarrer sie gefragt, ob sie einer unsagbaren Missethat fähig wäre.

„Ja, Ihr — gewehrt — gegen ihn!“ betonte er scharf, als ob sie ihn nicht recht verstanden hätte.

Sie schüttelte nachdrücklich den Kopf.

„Nun, so will ich Euch den einen Rat geben, den ich Euch vor der Hochzeit hätte geben sollen: ein Rezept gegen Schläge, vielleicht hilfs! Wenn er wieder einmal kommt und Euch — leidet's nicht, wehrt Euch!“

Die Frau riß die Augen auf, als ob der Pfarrer ihr etwas Unerhörtes zugemutet hätte.

„Nicht leiden, wehren? Darf ich, soll ich?“

„Zawöhl,“ nickte der Pfarrer.

„Das raten Sie mir, Herr Pfarrer?“

„Ja, ich, Euer Pfarrer, rat's Euch nicht nur, ich befehl' es Euch bei Eurer Ehepflicht. Euer Mann steht noch im Alten Bund, und da heißt es nicht: So dich jemand schlägt auf den rechten Backen, so halte ihm auch den linken dar! sondern: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Beule um Beule! Ihr heißt jetzt Nupp und nicht mehr Biedermännin, also benehmt Euch auch nach Eurem rechtmäßigen Namen. Adjes, Frau Nupp.“

Und fort war er, während sie noch kopfschüttelnd dem Geistlichen nachsah.

4.

Lange Zeit verging und der Pfarrer sah und hörte nichts von dem Ehepaar Nupp-Biedermann. Nur eines Tages, als er in einer Kaufkutsche durch die Straße fuhr, bemerkte er im raschen Vorüberfahren eine große Frau mit einem kleinen Mann gar einträchtig, ja zärtlich nach einem Sommergarten wandeln.

Nach Jahr und Tag aber, als der Pfarrer die Eheleute fast vergessen hatte, sah er das Ehepaar miteinander in der Kirche sitzen und nach dem Gottesdienste erschien die Frau Nupp in der Sakristei, legte ein Geldstück hin und sagte: „Ich wollt' es eigentlich in den Klingelbeutel werfen, aber da ich nicht recht mit dem Schreiben befaßt bin, so will ich's mündlich bringen: 's ist für ein armes Ehepaar, aus Dankbarkeit für unsere Ehe. Heut vor einem Jahr war unser Hochzeitstag.“

„Also ist's gut ausgefallen?“ fragte der Pfarrer lächelnd.

„Sehr gut. O Ihr Rat war ein Wink vom Himmel. Wie er damals 's nächste Mal mit einem Dampus heimgekommen ist und mich wieder hat — wollen, habe ich an Ihr Wort gedacht und gesagt: „Hör, Karl, wir sind jetzt Mann und Frau, 's geht nimmer so.“ Er aber hat wieder das Ellenmaß runtergelangt und auf mich eindreschen wollen. Da hab' ich's ihm aus der Hand gerissen und ihm ein paar mal angemessen rechts und links. Er ist ganz veritabbert drüber dagestanden, war auf einmal nüchtern und schrie, ich

wäre toll geworden. Ich sagte ihm aber: nein, ich hätt' mich nur auf meine Ehepflicht besonnen und ich thät's überhaupt nimmer leiden, daß er seine ehrebare Ehefrau schlägt und thät' mich wehren, und wenn er nochmal so käm', thät' ich's wieder. Dann ist er ganz degenmäßig geworden. Und das nächste Mal, als er wieder uneben kommen wollte, habe ich nur so zu thun brauchen, als lange ich nach dem Ellenmaß; da hat er klein beigegeben. Ja, weil es mit ihm nur nach einem Rausch so gefährlich geworden ist, hat er sich das abgewöhnt und ist ganz manierlich und ordentlich geworden. Da hab' ich nun meinen Dank sagen wollen: Vergelt's Gott, Herr Pfarrer, was Sie mir damals gesagt haben, das war ein wahres Wort Gottes!“

Alles muß drauf gehen.

Von J. Mähly.

In einem Sonnabend steckten im Wirtshaus zum goldenen Hirsch die Bauern die Köpfe zusammen und erzählten sich von einem ungewöhnlichen Ereignis: der Hopfen-Franz — so hieß er im Dorf, weil er einen einträglichen Handel mit selbstgebautem Hopfen betrieb — sollte eine große Erbschaft gemacht haben von drüben her, aus Amerika, und man sah es den Bauern an den Gesichtern an, daß jeder diese Erbschaft lieber selbst gemacht hätte, und daß sie's dem Franz weidlich mißgönnten, denn er war nicht beliebt im Dorf. Ohne seine Schuld. Er war eben aus anderem und besserem Holz geschnitzt als die meisten Dörfler. Er trieb seinen Handel nicht im alten hergebrachten Schlendrian, sondern rationell, und sah sich fleißig nach den neuen Erfindungen im Landbau um. Darum war auch sein Ackerland das schönste und ergiebigste weit und breit — und das genügte, um ihn bei einem großen Teil der Bauersame verhaßt zu machen. Und nun vollends die Erbschaft! Was sich die Bauern davon erzählten, verhielt sich in der That so. Er hatte vor Jahren in bösen Zeiten einen politischen Flüchtling, der bei Nacht und Nebel an seine Thür geklopft hatte, aus purem Mitleid aufgenommen und in seiner Scheune wochenlang verborgen gehalten, dann aber ihm zur Flucht verholfen. Dem Flüchtigen war es gelungen, übers Meer zu entkommen, dort ein Haus zu gründen und sich nach und nach ein schönes Vermögen zu erwerben. Da er kinderlos starb, hatte er seinem Retter einen guten Teil seines Vermögens vermacht. Dieser mußte, daß ihm viele Dörfler seinen Wohlstand und ganz besonders die Erbschaft mißgönnten, obschon Franz dem Gemeindefädel manche Spende zufließen ließ und den Armen im Dorf seine milde Hand gern öffnete. Besonders ingrimmig haßte ihn der Anten-Frieder, der ein einträgliches Spezereigeschäft führte und daneben ein kleines Wochenblatt, den „Dorfboten“, druckte, ein ebenso wohlhabiger als geiziger Patron, der freiwillig nur das spendete, was ihn nichts kostete, nämlich böse Worte und gehässige Reden. Im Nehmen aber war er sehr weitherzig, und wo es gratis herging, war er mit Leib und Seele dabei. Seinen Haß hatte er be-

sonders darum auf den Hopfen-Franz geworfen, weil selbiger seinen Bedarf bei ärmeren Händlern einkaufte und seine eigene Ware nicht im „Dorsboten“ anzubieten und anzupreisen für gut fand, da er das nicht für nötig hielt.

An jenem Abend nun ließ er sein Maulwerk unbarmherzig über den Hopfen-Franz, den „prohigen Geldsack“ ergehen und prahlte eben: „Wir gönnen doch wenigstens uns und dem Hirschenwirt unsern Schoppen, aber der Hungerleider bleibt zu Haus und zählt — —“ Er konnte den Satz nicht vollenden, denn soeben trat der Geschmähte in die Gaststube. Es mußte also eine andere Saite aufgezo-gen werden.

„Hoho!“ lachte er grinsend, „da kommt ja ein feltener Gast. Habt ja eine reiche Erbschaft gemacht, Hopfen-Franz, und wollt Euren guten Freunden gewiß einen „Einstand“ geben. Gratuliere bestens! Und was den Einstand betrifft, so sind wir erst beim Schoppen Nummer eins und vermögen noch ein paar Nummern zu beherbergen. Was aber die feste Zubehör betrifft, so hat der Hirschenwirt heut eben ein Kalb und ein Schwein geschlachtet und Ihr braucht also nicht verlegen zu sein um eine bastante Gaststimmung —“

Damit dachte er den Hopfen-Franz zu uzen. Der aber sagte: „D, wenn's weiter nichts ist, so mag sich meinewegen jeder von Euch gütlich thun, wie er will und womit er will! Kalbsgebrö, saurer Braten, Blut- und Leberwurst, Schweinsrippchen, Marktgräser oder Eisässer — mir kann's doch wirklich einerlei sein.“ Hierbei zieht er einen schweren Lederbeutel aus der Seitentasche, schlägt ihn auf den Tisch und: „Der ist mit harten Thalern gespickt,“ sagte er, „aber ich gelob's Euch: Heute muß alles drauf gehen!“

So was verstehen — oder glauben wenigstens zu verstehen — die Bauersleute, und: „Hurra! Sollst hoch leben, Hopfen-Franz!“ schallt's jetzt aus denselben Mäulern, die soeben noch über den „silzigen Nacker“ ihren Geiser ausgespritzt hatten. Einstweilen schweigt der Franz, er kennt sie alle, sowohl die ihm übel- als die ihm wohlwollen, und sieht mit Vergnügen, wie die

letzteren sich schämen, bei dem Ding zu sein, und sich an einen apartigen Tisch setzen, und jetzt geht's an ein Bestellen von Gekochtem und Gebratenem, von Weißem und Rotem, ein Zusammenrücken, ein Hin- und Hergehen von Wirt und Wirtin, daß der Franz kaum Gelegenheit findet, der letzteren ins Ohr zu raunen: „Schreibt genau von jedem an unserem Tisch auf, was er bestellt hat; hört Ihr? Ihr werdet mich später begreifen.“

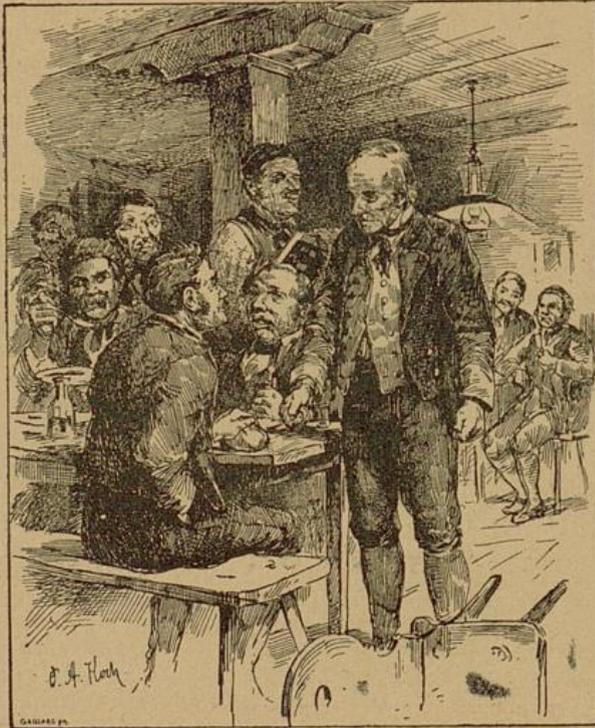
„Es muß alles drauf gehen,“ hatte er gesagt, „also drauf und dran!“ war seitens der Bauern der Schlachtrauf. Den gewaltigsten Appetit entwickelte der spindel-dürre Anten-Frieder. Der Gedanke „gratis“ hatte seinen Magen weit gemacht und sein Gewissen nicht enger. Denn jetzt erhob sich der Heuchler, um den „Spender dieser Gaben“ hochleben zu lassen.

Der Hopfen-Franz aber wehrte ab. „Ich weiß gar nicht, warum Ihr mich auf einmal in der Höhe haben wollt und was Ihr mit den Spenden meint! Ich habe doch nur gethan, was Ihr alle, auch gegessen und getrunken, und will jetzt bezahlen, wie Ihr alle auch! Hirschenwirt, was beträgt die Schuldigkeit für meine Person? Was die am kleinen Tische dort konsumiert haben, dürft Ihr miteinrechnen.“

Der Wirt nannte ihm die Summe: sie war klein, um so größer das Erstaunen seiner Tischgenossen. Einige Sekunden saßen sie sprachlos, dann aber zischelte

und raunte, schließlich rumorte es unter ihnen: „Für seine Person? hat er gesagt — und für den kleinen Tisch? Und uns hat er doch versprochen, alles müsse draufgehen. — — — Ein Mann, ein Wort, Hopfen-Franz!“

„Halt!“ rief jetzt dieser. „Ein Mann, ein Wort, gut, aber nur, wenn er etwas versprochen hat. Was hab' ich Euch versprochen? Gar nichts, als daß alles drauf gehen soll, und das ist, wie ich sehe, bereits geschehen, — alles ist drauf gegangen — nämlich Ihr auf den Leim — und mein Geld (so war's eigentlich von Anfang an gemeint) in den Rücken- und Armen-säckel. Da, Hirschenwirt, Ihr seid ja der Gemeindevorsteher; zieht meine Schuld ab und nehmt den Rest



„Ein Mann, ein Wort, Hopfen-Franz!“

zu dem besagten Zwecke.“ Hiermit überreichte er dem Wirt den Lederbeutel. — „Und nun werdet Ihr nicht behaupten wollen, daß ich mein Wort nicht gehalten habe, Ihr aber, Anken-Frieder, könnt ja die Geschichte, wenn Ihr wollt, in Euer Blatt aufnehmen; meinen Namen aber laßt dann weg. — Und nun gut Nacht beisammen!“ — Sprach's und ging.

Was ihm laut oder im stillen nachgewünscht und nachgesucht wurde, bis ein jeder am langen Tisch seine Zehle aus dem eigenen Ledersäcklein herausgeläubt hatte, das kann sich der geneigte Leser selber denken.

### Daß merkwürdige Mittel.

„Da ist wieder einmal ein Unglück passiert,“ erzählte der Amtsrichter am Stammtisch; „ein Hypochonder, der schon lange mit Selbstmordgedanken umging, hatte sich Gift zu verschaffen gewußt und es zu Hause aufbewahrt. Er selbst ist zwar nicht dazu gekommen es anzuwenden, wohl aber kam dasselbe, es war Arsenik, durch einen unglücklichen Zufall unter die Speisen und jetzt liegt die ganze Familie, die davon gegessen, schwer krank darnieder.“

„So etwas ist unverantwortlich,“ fiel der Apotheker ein, „wenn sich einer das Leben nehmen will, mag er es thun, aber andere dürfen dadurch nicht gefährdet werden.“

„Da sollte es eben ein Mittel geben,“ meinte Privatier Damm, „das nur für den

Selbstmörder und sonst für niemand tödlich wirkt.“

„Bitte erfinden Sie doch ein solches,“ warf der Doktor spöttisch ein, „die Welt wäre Ihnen gewiß dankbar.“ Wenn man eine Dummheit gesagt hat, geht man am besten möglichst rasch darüber hinweg, Herr Damm dachte aber nicht so, denn die spöttischen Blicke, die sich die Gesellschaft bei seiner Bemerkung zugeworfen hatte, ärgerten ihn und er wollte seinen Unmut an jemand auslassen. An den Doktor wagte er sich nicht, denn der war wegen seiner Grobheit bekannt, so versuchte er es mit dem Apotheker, den er ohnedies nicht leiden konnte. Er wandte sich daher an ihn: „Sie führen ja so gerne die Wissenschaft im Munde und werden wissen, daß es ein Mittel giebt, welches nur den Mäusen und sonst keinem Tier schadet; bei Ihrer Gelehrsamkeit kann es Ihnen doch nicht schwer fallen, so etwas auch für die Menschen zu erfinden.“

„Und wer sagt Ihnen denn, daß es nicht schon dergleichen giebt?“ fragte der Apotheker gelassen.

Der Privatier blickte ihn mißtrauisch an: Sollte sich der am Ende auch noch über ihn lustig machen? Barsch sagte er: „Das giebt es nicht, davon müßte man doch gehört haben.“

„Sie werden noch von manchem nicht gehört haben, das deshalb doch existiert, gilt es eine Wette? Ich hole das Mittel, das nur dem Selbstmörder den Tod bringt, während man es sonst jedermann und selbst kleinen Kindern, die alles in den Mund nehmen, ungefährdet in die Hand geben kann. Wer verliert, zahlt für die ganze Gesellschaft einen opulenten Frühshoppen mit Zubehör.“

„Gut, es gilt,“ sagte der Rentier rasch, denn diese Wette mußte er ja gewinnen, aber jetzt kam ihm noch ein Bedenken: „Wie soll denn die Wirksamkeit des Mittels erwiesen werden?“

„Sie können es ja an sich probieren, wenn sie daran zweifeln,“ sagte der Apotheker unbefangen, während die andern lachten.

„Sehr gütig,“ erwiderte Privatier gereizt, „wenn die Sache etwa darauf hinauslaufen sollte —“

„Nein,“ sagte der Apotheker, „wir wählen ein unparteiisches Komitee aus unserer Mitte und unterwerfen uns seinem Urtheilsspruch, sind Sie das zufrieden?“

Das Komitee war bald gewählt und alles harrte gespannt des Apothekers Rückkunft,



„Wirksames Mittel für Selbstmörder. Vorsicht unnötig.“

der sich, um das Mittel zu holen, entfernt hatte; man war in bester Laune, der Frühshoppen war ja gesichert, es handelte sich nur noch darum, wer von beiden ihn zahlte.

Da trat der Apotheker wieder ein und legte ein versiegeltes Päckchen auf den Tisch, darauf stand: „Wirksames Mittel für Selbstmörder, Vorsicht unnötig!“

Der Vorsitzende des Komitees öffnete dasselbe und heraus kam ein — Strick!

Unter großer Heiterkeit wurde der Privatier in die Kosten des Frühshoppens verurteilt. Er hatte wenigstens die Genugthuung, daß der „grobe Doktor“ auch nichts gewußt hatte, und da dieser gerade nicht herseh, benutzte er die Gelegenheit und warf ihm einen verächtlichen Blick zu.

### Ein verhängnisvolles Telegramm.



Wenn du mir einen Brief zu schreiben hast, so schreibe wenigstens deutlich,

aber lieber ist's mir: gar keine Geschäftsbriefe! Sie sind, auf der Hochzeitsreise, Vermutstropfen in den Freudenbecher.“ — So hatte der glückliche Bräutigam Hölzle seinem Associé Habermann zuletzt noch zugerufen, als er den Kontorstaub in J. abschüttelte, um sich mit seiner Braut in G., wo sie wohnte, trauen zu lassen und sie dann nach zweiwöchiger Hochzeitsreise als ehrbare Kaufmannsrau in sein Geschäft — Baumwolle, Kaffee und Kolonialwaren von Hölzle, Habermann u. Cie. — heimzuführen.

Kein Wölkchen trübte den Himmel seines Glücks. Braut, Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen — alles wohl auf und munter; die Cerimonie war ohne allen Zwischenfall vorübergegangen; schon saß man beim festlichen Hochzeitsmahl, er womiedurchschauert, sie glücklich; schon hatte der Herr Hofmeister seinen für alle Fälle in der Rocktasche versteckten, schriftlich niedergelegten Gefühlen mündlich mit erhobenem Champagnerglas Luft gemacht und Herrn und Frau Hölzle auf den Schwingen der Begeisterung in den Himmel eines dreimaligen Lebehochs erhoben und eben hatte sich auch der Bräutigam mit gleichfalls gefülltem Champagnerglas in Positur gesetzt, um seine Ehrenschuld — ein solider Geschäftsmann bezahlt auch solche! — zu entrichten und für die ausgebrachten Wünsche in seinem eigenen, seiner Braut und der beiden Familien Namen zu danken — da — wer läutet so spät, so unerwartet, so schrill? — Eine Depesche! Die Stunde für die Gratulanten aus der Ferne ist schon längst vorüber, Freudiges kann ne also kaum enthalten! Allgemeine bange Stille! Der Bräutigam nimmt

etwas zitternd das Papier in Empfang, öffnet es — und entfärbt sich beim Lesen. Der Inhalt war auch darnach! Wenn Habermann sich sogar zum Telegramm verstieg, so mußte es sich um Sein oder Nichtsein handeln!

„Wir müssen fort,“ lispelte Hölzle seiner zu Tod erschrockenen Gesponsin zu, „und zwar noch heute mit dem Nachtzug. Da, lies!“ — Und die Gesponsin, kaum noch ihrer Sinne mächtig, las die zermalmenden lakonischen Donnerworte: Grauensvolle Krise; fehr zurück. Kasse aufgeschlagen. Was soll ich thun? Habermann.

Über die nun folgende Scene mit ihrem Durcheinander von Klagen, Teilnahmsbezeugungen, Ratschlägen, ihrem Chaos von Vermutungen über die Größe des Verlustes, die Berruchtheit des Verbrechers, den Inhalt der zer Schlagenen (eher wohl aufgesprengten) Kasse wollen wir uns, weil sie kaum beschreiblich, hinwegsetzen und mit einem großen Schritt über die Nacht wegschreiten, um mit dem lichten, lachenden Morgenschein und den nichts weniger als lachenden, nicht morgenunwallten, sondern sorgemutfrallten Ehegatten das Kontor der Firma — der, wie es allen Anschein hat, jetzt ruinierten Firma — Hölzle, Habermann u. Cie. — zu betreten. Da pukt im Vorzimmer der Laufbursche die Scheiben und pfeift! Der hat gut pfeifen! Aber er merkt doch etwas, denn er pfeift die Melodie von „O du lieber Augustin!“ Drinnen aber sitzt bereits, anscheinend ruhig (aber wahrscheinlich vom Schrecken starr und ermattet von der Nachtarbeit!), Melchior Habermann über dem Hauptbuch, neben der Kasse — richtig, sie ist aufgeschlagen!

„Morgen, Habermann, — aber um des Himmels willen, wie stehn wir?“ ruft Hölzle, auf seinen Associé zustürzend.

Dieser macht eine halbe Wendung und: „Ei, der Tausend!“ sagte er und lächelt, aber es ist das grinsende Lächeln eines Verrückten (wie Hölzle sofort merkt). — „Du hast mich beinahe erschreckt,“ fährt er fort. „Also schon zurück? Und mit Frau Gemahlin? — Freut mich der Bekanntschaft. Erwartete dich erst in acht Tagen. Wirst meine Depesche erhalten haben; war übrigens nicht nötig, telegraphisch anzufragen; hat mich gleich gereut, denn die Sache pressierte eigentlich nicht und hätte in aller Gemütlichkeit per Brief abgemacht werden können; konnte es aber nicht erwarten, dir die freudige Überraschung zu bereiten: Habe bereits gestern auf eigene Faust einige, wie ich hoffe, vorteilhafte Einkäufe in Baumwolle effektuiert und in Kaffee losgeschlagen —“

Hölzle stand sprachlos. „In aller Gemütlichkeit“ — „vorteilhafte Einkäufe“ — „es pressierte nicht“ — „freudige Überraschung“ — so viel Worte, so viele Rätsel, Worte, die zu dem Telegramm gerade so stimmten, wie „wenn Wasser mit Feuer sich menget.“ Ist der Associé wirklich verrückt geworden? Dergleichen kann ja vorkommen — und jenes unheimliche, grinsende Lächeln —

Statt aller Antwort trat Hölzle an die Kasse und prüfte sie mit Aug' und Hand.

„Man merkt keine Spur von Gewalt!“ meinte er. „Wie nur der Einbrecher damit fertig geworden sein mag?“ —

Jetzt war das Erstaunen auf Habermanns Seite. „Gewalt? — Einbrecher? — Ja was soll denn das? Wer sagt dir denn, daß mit der Kasse —“

„Um's Himmels willen! Bist du verrückt oder bin ich's? Du wirst doch wissen, was in deinem gestrigen Telegramm stand?! Eine grauenvolle Krise, eine zer Schlagene Kasse, sofortige Rückkehr —“

Statt aller Antwort reißt Habermann das Fenster gegen den Hausflur auf und ruft den Laufburschen. „Was hast du gestern abend nach G. telegraphiert?“

„Was Sie mir aufgeschrieben haben; ich habe das Papier dem Telegraphisten zu kopieren gegeben, — hier hab' ich's noch!“ rief er und zog aus seiner Seitentasche das Original hervor.

Habermann warf einen Blick hinein: „Nichtig!“ — und gab es seinem Associé.

„Da haben wir die Befcherung!“ rief dieser freudig überrascht (der Ärger über das unterbrochene Hochzeitsfest kam erst später). —

„Lieber Habermann, ich habe dir doch noch beim Weggehen gesagt: Schreibe deutlich. Ich kann deine Schrift zur Not noch lesen, aber ein Telegraphist? Dem ist nicht zuzumuten, daß er deine Hieroglyphen entziffere. Weißt du, was er gelesen hat? Grauenvolle Krise, kehre zurück; Kasse

aufgeschlagen u. s. w., und du schreibst doch, wie ich jetzt sehe: Baumwollenpreise sehr zurück, Kasse aufgeschlagen u. s. w. Das sind, wie du zugeben wirst, sehr verschiedene Dinge.“

„Die dummen Telegraphisten — — —“  
„Lassen wir die in Ruhe. Es ist wahr: Große Denker sind sie nicht immer. Erhielt ich doch vor einigen Tagen von meinem früheren Prinzipal in G. telegraphischen Glückwunsch mit dem Wortlaut: „„Alter Gote, tisch auf zum fröhlichen Hochzeitsgelage!““ und es sollte doch gewiß heißen: „„Alles Gute! Frisch auf zum fröhlichen Hochzeitslage.““ Aber du, Habermann, mußt dich an der eigenen Nase zupfen! Im übrigen lasse ich

dir, was Baumwolle, Kaffee und andere Waren betrifft, für vierzehn Tage vollständig freie Hand; ich habe vorderhand eine kostbarere Droque zu pflegen — nicht wahr, Wilhelmine?“ — (hiebei ein zärtlicher Blick nach hinten —) „und in einer Stunde wollen wir, müssen wir wieder auf dem Zuge sein.“

### Zwei Gedenktage.

Welche zwei berühmten Männer sind anno 97 geboren? Natürlich nicht 1897, denn wenn der Hinkende auch den Sonnen-Auf- und -Untergang und die Finsternisse voraussagen kann, so kann er doch nicht den Kindelein von 1897 voraussagen, ob sie große Männer werden oder nicht. Das sieht in Gottes Hand und ist selbst den Kalendermachern bis dato noch verborgen. Aber in früheren Jahrhunderten! z. B. 1797?

Kaiser Wilhelm natürlich. Weiter zurück! Aha, da wird's schon schwieriger. Nun, der Hinkende will es dem geneigten Leser sagen, damit er's weiß: Unser Landsmann Philipp Melancthon aus Bretten in Kurpfalz ist gemeint. Ein Kaiser, ein großer Kaiser und eines Waffenschmieds Sohn! Hinkender, denkt der Leser, ich bin nur begierig, wie Ihr es wieder anstellt, diese zwei Männer unter einen Hut zu bringen, gewissermaßen über den Reisten einer und derselben Einleitung zu schlagen. Aber der Hinkende kann mehr,



„Wir müssen fort.“ kispelte Hölzle seiner zum Tod erschrockenen Gesponsin zu.

als ein geneigter Leser denkt. Jawohl gehören die beiden zusammen und sie werden sich im Himmel auch gegenseitig kennen und beglückwünschen. War nicht auch Melancthon ein König, ja ein Kaiser in seinem Reich? Hat er nicht unter dem aufstrebenden Gelehrtengegeschlecht als ein Gewaltiger geherrscht? Hat er nicht, wonach sich seiner Zeit Deutschland seit lange sehnte, Weisheit und Bildung und neue christliche Frömmigkeit ins Land gebracht? Und noch eins: Hat nicht die Reformation, an welcher Melancthon mithalf als der erste neben Luther, das Entstehen und Emporkommen des preussischen Staates verursacht? Ist nicht aus diesem Preußen Großdeutschland entstanden,

macht- und ruhmreich, eine Erfüllung der Hoffnungen zahlloser Geschlechter vor uns? So ist Melanchthon unbewußt ein Vorarbeiter des rein deutschen Kaiserthums, ein Zerstörer des alten machtlosen römischen Kaiserreichs geworden, das damals schon ein Spott der Leute war und doch nicht sterben konnte. Ja, sie gehören zusammen, der Sohn des Brettener Waffenschmieds und der Königssohn, und braucht sich keiner des andern zu schämen. Sie sollen sich im Kalender die Hand reichen.

Aber über

### Kaiser Wilhelm den Einzigem

wird wohl der Hinkende nichts zu sagen brauchen, hoffentlich. Das wird jeder Deutsche kennen, das Leben dieses unseres Mose, der uns aus der alten Schmach und Knechtschaft zur Ehre und Freiheit führte. Rein, es muß genügen, wenn der Hinkende aus vollem Herzen Gott dankt, daß er uns diesen seinen Helden gegeben hat.

Dagegen über

### Philipp Melanchthon

traut der Hinkende bereits nicht so weit. Da muß und darf schon etwas gesagt werden. Und da der Hinkende kein Gelehrter ist, so übergiebt er jeho die Feder einem guten Freund, der das besser versteht, dieser soll weiterschreiben.



Philipp Melanchthon ist geboren am 16. Februar 1497. Eigentlich hieß er von Vaters wegen Schwarzerdt (d. h. Schwarzerz oder Schwarz). Sein Vater war ein berühmter kurpfälzischer Rüstmeister d. h. Waffenschmied und Geschützmeister, der bei vielen Fürsten in Diensten und hochangesehen war.

Er stammte aus Heidelberg, hatte sich aber mit der Tochter Barbara des Schultheißen Keutter zu Bretten verheiratet und wohnte in dessen Haus am Markt, das 1689 beim Franzosenbrand zwar zerstört, aber auf den Grundmauern in gleicher Gestalt wieder aufgebaut wurde und so noch steht. Dort kam der Knabe am 16. Februar 1497 auf die Welt und wurde nach dem Gönner und Landesherrn seines Vaters Philipp getauft.

Der Knabe war sehr frühreif und außerordentlich beanlagt. Er erhielt mit sieben Jahren samt seinem jüngeren Bruder Georg einen Hofmeister Ungerer aus Pforzheim. Nach dem frühen Tode des Vaters (1507) zog die Großmutter mit den beiden Knaben in ihre Heimat Pforzheim, wo eine berühmte Gelehrtenschule war. Hier gab dem jungen Griechen der berühmte Gelehrte und Staatsmann Johann Neuchlin, der Bruder seiner Großmutter, den griechischen Ehrennamen Melanchthon, den er fortan trug.

Mit zwölfsechshalb Jahren konnte der gelehrte Knabe schon die Universität beziehen und war zwei Jahre in

Heidelberg, wo er den ersten akademischen Grad als Baccalaureus, etwa dem heutigen Doktorgrad ähnlich, erwarb. 1512 zog er nach Tübingen, wurde mit fünfzehn Jahren Magister (Professor), lehrte, gab Bücher heraus und schrieb die erste griechische Grammatik (Sprachlehre). Er war damals schon neben den älteren „Humanisten“ Erasmus und Neuchlin der bedeutendste Gelehrte und ist unter den jüngeren bei weitem der hervorragendste.

1518 erhielt Melanchthon einen ehrenvollen Ruf nach Wittenberg, während er Berufungen nach Ingolstadt und Leipzig ablehnte. So wurde er der Mitarbeiter Luthers, mit dem er in Freundschaft verbunden war, wie nur je zwei große Männer: wie die Dichter Goethe und Schiller. Und in ihrer Wirksamkeit ergänzten sie sich wie Moltke und Bismarck. Was Luther für die Kirche gewesen ist, das wurde Melanchthon für die Schule: ihr Reformator, und erwarb sich den Ehrennamen „Lehrmeister Deutschlands“ (Praeceptor Germaniae.) Seine Antrittsvorlesung in Wittenberg war die berühmte Rede über die Verbesserung des Jugendunterrichts. Das wurde das Programm seines Lebens. An der eigenen Hochschule wußte er die Jugend zu begeistern für die „besseren Wissenschaften“ und tausendweise strömten ihm Schüler aus allen Ländern zu. Andern Hochschulen wurde die Wittenbergische zum Vorbild und Muster. Aber auch das jüngere Geschlecht, das Knabenalter, wußte Melanchthon heranzuziehen für die höheren Studien. Er hat den „Stiftungsbrief für das deutsche Gymnasium“ verfaßt, die Einrichtung und den Lehrplan dieser Gelehrtenschulen begründet; und ebenso die niederen Lateinschulen, welche unsern heutigen Bürgerschulen entsprechen, hat er organisiert. Entweder persönlich, durch sein Erscheinen oder durch Gutachten und Schulordnungen hat er zahllose Schulen dieser beiden Arten eingerichtet. Für sie hat er Lehrbücher geschrieben, insbesondere lateinische und griechische Sprachlehren, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch waren. Und unermüdetlich gab er für die Studenten gute und billige Bücher heraus, damit sie nicht mehr, wie bisher, dieselben nachschreiben mußten. Dabei war er selbst ein Lehrer von Gottes Gnaden, freundlich, heiter, anregend; er wollte nicht nur die jungen Leute gescheit und gelehrt, sondern auch gut und fromm machen. Er nahm sich der Jugend an, wo er nur konnte, unterstützte arme Studenten und hat fast alle Vorlesungen umsonst gehalten.

Aber nicht nur als Lehrmeister Deutschlands, auch des katholischen, darf Melanchthon gelten, sondern auch als Reformator neben Luther, und nach dessen Tode ist er 14 Jahre das anerkannte Haupt und der maßgebende Führer der deutschen Protestanten gewesen.

Melanchthon hat Luther nicht nur in der Bibelübersetzung geholfen, er hat auch theologische Vorlesungen gehalten, namentlich zur Erklärung des Neuen Testaments. Er schrieb die beste evangelische Glaubenslehre („Evang. Grundgedanken“). Er war der Verfasser des Augsburger Glaubensbekenntnisses. Er hat nicht nur Schul- sondern auch Kirchen-

ordnungen gegeben, zahlreiche kirchliche Gutachten verfaßt, unzähligen Synoden und Religionsgesprächen angewohnt, so daß er einmal scherzend sagte: „Ach, ich leb' auf Synoden und muß auf Synoden noch sterben.“

Dabei war Melanchthon nach seiner milden, ruhig-verständigen Art der geborene Mittelmann. Zwischen Protestanten und Katholiken und wieder zwischen Lutheranern und Zwinglianern hat er zur Verständigung, zur Ausgleichung der Gegensätze, zur Einigung geraten und geholfen. Der Kaiser und die Bischöfe, wie die evangelischen Fürsten und Gottesgelehrten haben ihn überall beigezogen, wo sie vermitteln wollten; er hat alle Schriften verfassen müssen, in denen man wenigstens im Wortlaut nach einer Übereinstimmung suchte. Von den Eiferern hüben und drüben ist Melanchthon angefeindet, verdächtigt und verkehrt worden. Aber wo er nachgab, vielleicht mehr als nötig und möglich, da that er es nicht aus feiger Schwäche oder Selbstsucht, sondern aus Liebe zum Frieden, aus Sorge für das Wohl der Kirche und des Vaterlandes. Und nach der strengen Zeit der strammen lutherischen Orthodoxie ist in unserm Jahrhundert der Geist Melanchthons wieder aufgewacht und zur Geltung gekommen, der Geist der weitherzigen Milde, der wahrheitsuchenden Wissenschaft; das hat er in der Union bewährt und bewiesen in der deutschen evangelischen Gottesgelehrsamkeit, welche der Stolz des Protestantismus und die Bewunderung der gesamten Welt ist.

Melanchthons großer Geist wohnte in einem gar kleinen, fast knabenhaften Leibe. Doch war er von breiter Brust, und auf den starken Schultern saß ein bedeutender Kopf mit hochgewölbter Stirn, aus dem geistvollen Gesicht blühten ein Paar große blaue Augen. Die starke Stirnader zeigte, daß der milde, fast weiblich schüchterne Mann mit einer natürlichen Hestigkeit zu kämpfen hatte. Seine Kränklichkeit und hypochondrische Nervosität hatte er sich durch übermäßige Arbeit zugezogen: er schlief täglich nur fünf Stunden. Eine ungeheurere Arbeitslast lag auf ihm, Amtsgeschäfte und andere. „Man strömte zu ihm wie zum Delphischen Orakel“, heißt es von Melanchthon. Fürsten, Städte, Kirchen, Schulen, Geistliche, Laien, alle wollten von ihm guten Rat. Und er gab ihn, freundlich und liebenswürdig. Seine Schriften, die noch erhalten sind, machen eine Bibliothek aus. Daneben hielt er doppelte Vorlesungen, war die Hälfte seines späteren Lebens auf Versammlungen und hielt noch ein Pensionat!

Melanchthon war seit 1520 verheiratet mit Katharina Krapp, der Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg. Er hatte einen Sohn, der hochbetagt und kinderlos als Unierstitätsnotar starb, und zwei Töchter, von denen eine zahlreiche Entelsschar im großväterlichen Hause lebte. Melanchthon war ein großer Kinderfreund und hatte stets seine Kinder oder Enkel um sich, sogar beim Studieren; so traf ihn einst ein vornehmer Franzose, in der einen Hand ein Buch, in der andern das Wiegenband. Das ist echt deutsch.

Und ein echter deutscher Gelehrter war Melanchthon: ernst und doch fröhlich, gebildet und doch fromm, voll

hohen Verstandes und doch tiefen Gemüts, geschick und bescheiden, voll Wissensdurst und Wahrheitsliebe. So ist er noch heute den Gelehrten ein Vorbild echter Wissenschaftlichkeit und Gelehrtenfleißes. Der große Gelehrte starb am 19. April 1560.

Schon zu Lebzeiten empfing Melanchthon hohe Ehren, und in neuerer Zeit wurden ihm Standbilder errichtet in seinem Geburtsort Bretten und an der Stätte seiner Wirklichkeit, Wittenberg. Sein bleibendstes Denkmal aber ist die deutsche Gelehrtenschule und die deutsche Gottesgelehrsamkeit. So wird ihn an seinem 400jährigen Geburtstag die evangelische Kirche feiern als ihren wissenschaftlichen Reformator und die deutsche Schule als den Praeceptor Germaniae.

### Das Lehrer Reichswaisenhaus.



Mit Freude und Dank können wir den Rechenschaftsbericht über das Jahr 1895 den Lesern vorlegen, war doch dasselbe eines der segensreichsten für das Haus seit seinem nunmehr zehnjährigen Bestehen, denn namhafte Beiträge sind ihm durch Schenkungen und Vermächtnisse edel-denkender Menschen zugeflossen.

Die Rechnung weist aber den Namen eines Mannes noch nicht auf, der als ein hervorragender Wohlthäter unseres Liebeswerkes am 22. April 1895 in der nordamerikanischen Stadt Belleville gestorben ist. Der wackere Mann heißt Louis Fuchs, er vermachte den achten Teil seines hinterlassenen Vermögens dem Reichswaisenhaus. Die weiteren sieben Achtel fallen seinen lebenden sieben Kindern zu. Der Verstorbene hat also das Haus wie seine eigenen zahlreichen Kinder testamentarisch bedacht.

Louis Fuchs, im Jahre 1828 in Emmendingen im Großherzogtum Baden geboren, wanderte im Jahre 1848 nach Amerika aus und ließ sich in Belleville, Illinois, nieder, wo er den kaufmännischen Beruf ergriff. Im Jahre 1873 trat er aus dem von ihm gegründeten Geschäft aus, um sich seiner Lieblingsbeschäftigung, der Taxidermie (Präparieren und Ausstopfen von Tierbälgen), worin er ein Meister war, ganz zu widmen. Er unternahm Reisen nach Florida, Kalifornien, Mexiko, W. Texas etc., um dort in Begleitung eines Jägers seltene Tiere zum Ausstopfen zu suchen. Die von ihm hinterlassene wertvolle Sammlung von zum Ausstopfen präparierten Bälgen hat